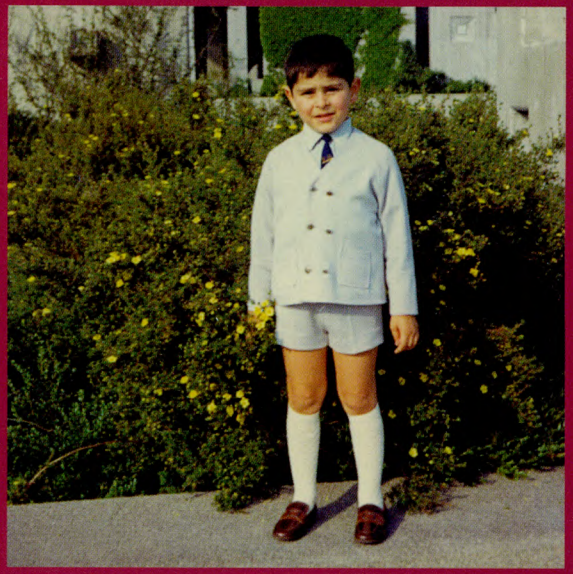


Jahrheft der Stadt Illnau-Effretikon

2010

Thema: Gestern und heute

INHALT

1 Vorwort
2 Von Mailänderbirnen, «Chämitüfeln» und ambrosischen Tagen
7 Kleider machen Leute!
10 Individuelle Betreuung mehr denn je gefragt
14 Spezialisierung und Vergrösserung
18 Touren und Training für Bewegungsfreudige
21 Sprachschwierigkeiten und Schimpfwörter
24 Historische und aktuelle Ansichten aus der Gemeinde Illnau-Effretikon
26 Planen und Bauen als politischer Prozess
30 Mehr Kraftstoff für Seelentankstellen
34 Kopflastigkeit statt Fingerfertigkeiten
37 Das Restaurant «Zur Post» in Agasul
40 Jahreschronik 2008/2009

QUERSCHNITT IST NICHT DURCHSCHNITT

Das Illnauer Pfarrhaus. Jahrhundertelang das politische Epizentrum der Region. Im Windschatten der Martinskirche schrieben sie Geschichte, die Pfarrherren von Illnau. Ihr Einfluss war gross. Am markantesten prägte der letzte Schaffhauser Pfarrer Andreas Keller während 39 Jahren die Gemeinde in der Umbruchszeit um 1800. Aber auch Robert Epprecht und Jakob Wespi waren noch im 20. Jahrhundert legendäre Figuren im alt-ehrwürdigen Pfarrhaus an der Hörnlistrasse.

Später übernahm die Politik das Zepter. Sie veränderte das Gesicht der Kommune. Liess nach dem Zweiten Weltkrieg eine Stadt entstehen. Illnau-Effretikon, ein Konglomerat eigenständiger Ortsteile und selbstbewusster Bürgerinnen und Bürger. Man ist von Ottikon, Bisikon oder Illnau – noch heute. Den Illnau-Effretiker gibt es nicht. Wie früher die Pfarrherren dominierten einige wichtige Köpfe, gestalteten über lange Perioden, sorgten für Kontinuität.

Doch ohne Volk ging es nie. Trotz Entwicklung durch den Bahnbau und Wachstum durch Zuzug blieb Illnau-Effretikon die Heimat aktiver Politik. Aus dem Schmelztiegel verschiedener Herkünfte entstand der «Durchschnittseffretiker». Doch bedeutet Durchschnitt nicht unbedingt Mittelmass. Denn die Stadt schöpft ihre Kraft aus der Vielfalt ihrer Nischen. Die zahlreichen Talente – in Kunst und Musik zum Beispiel – sind Beweis dafür, herausragende Menschen unserer Zeit.

Die vielen Perlen machen noch keine Goldküste! Unsere bäuerliche Vergangenheit hinterlässt ihre Spuren. Nahrungsmittelproduktion ist weltweit kein Blue Chip – leider! Die globalen Treiber der Entwicklung steuern vielfach in eine falsche Richtung. Daran können auch lokale Bankfilialen nichts ändern. Illnau-Effretikon bleibt zwar steuerschwach, ist aber umso reicher an Gegensätzen. Sie verkörpern die Spannung, die wir im Leben suchen.

Das diesjährige Jahrheft vermittelt eine Prise davon. Jeder Beitrag ist eine Geschichte für sich, einer der vielen Farbtupfer. Gemeinsam ist der Ort, wo sie spielen, die Scholle, auf der sie entstanden, die Veränderungen, die sie aufzeigen zwischen dem Gestern und dem Heute.

Martin Graf, Stadtpräsident

Alltagsleben im Pfarrhaus Illnau

VON MAILÄNDERBIRNEN, «CHÄMITÜFELN» UND AMBROSISCHEN TAGEN

Zusammengestellt von Ueli Müller

ROBERT EPPRECHTS ERINNERUNGEN AN SEINE JUGENDZEIT IM ILLNAUER PFARRHAUS UM 1900

«Dreissig Jahre hat mein Vater von 1894 bis zu seinem Tode in der Gemeinde gewirkt. Den Tag seines Pfarreinsatzes sehe ich in meiner Erinnerung als das Eingangstor zu einer reichen, schönen Zeit meines Lebens. Und nie habe ich je wieder in einem Haus gewohnt, das mir so schön erschienen wäre wie das Pfarrhaus von Illnau.

Vor dem Haus standen zwei Kastanienbäume, die jeden Frühling, der eine mit roten, der andere mit weissen Blütentrauben, über und über prangten in üppiger Pracht. Neben der Haustüre ragte eine grosse Platane bis hoch über das Dach empor. Da sie aber zu viel Schatten in die Fenster warf, musste sie schon im nächsten Jahr entfernt werden. Die Männer, die den Baum fällten und den Wurzelstock ausgruben, behaupteten, der alte Präsident, unser Nachbar, habe gesagt, unter dem Baum sei ein alter Schatz begraben. Den wollten sie suchen, und wir waren sehr gespannt, was sie finden würden. Aber sie gruben zu aller Enttäuschung vergeblich darnach.

Ein idyllischer Garten umgibt das Pfarrhaus Illnau.

Auf der anderen Seite des Hauses stand neben der Treppe, die in den Garten führt, ein bis unter das Dach hinaufreichender Mailänder Birnbaum. Seine goldgelben, saftstrotzenden Früchte waren jedes Jahr bei uns und unseren vielen Gästen ganz besonders beliebt, weil diese Sorte Birnen sonst nirgends zu bekommen war. Nur die Graubutterbirnen machten ihnen Konkurrenz. Sie waren zwar nicht so ansehnlich wie die Mailänder, aber meine Mutter liebte sie ganz besonders und füllte jedes Jahr damit ihre Einmachgläser. Zuunterst im Garten stand ein kleiner Baum, der immer die frühesten Äpfel brachte. Weil sie immer schon zur Zeit reif waren, wenn auf den Feldern das Korn stand, nannten wir sie ‹Chornäpfel›. Auch zwei Usterapfelbäume standen da. Die Usteräpfel galten zwar nicht als feines Tafelobst, aber sie waren die süssesten von allen und gaben gedörrt die feinsten ‹Öpfelstückli›.

Mein Vater und meine Mutter arbeiteten beide gerne in unserem Garten und hielten auch uns Kinder dazu an. Meine Mutter hegte die Blumen, mein Vater gestaltete zusammen mit einem Gärtner die ganze Gartenanlage neu und besorgte die Bäume und den Teil, wo das Gemüse gepflanzt wurde. (...) Als Erster im Dorf pflanzte er Tomaten. Ein alter Nachbar, dessen Augen am Erblinden waren und der die Tomatenstöcke für Kartoffeln ansah, schaute zu, wie mein Vater ihnen Stecken gab, sie daran anzubinden, schüttelte den Kopf und sagte, so etwas Gelehrt-Verkehrtes habe er seiner Lebtag noch nie gesehen! Und meine Mutter erregte bei den nachbarlichen Bauernfrauen ebenso grosse Verwunderung, weil sie aus den Tomaten Konfitüre machte. (...)

Inmitten dieser Umgebung stand das Haus selber. Im oberen Stock des Pfarrhauses war unsere Stube, darin standen die Möbel, die einst meine Mutter in die Aussteuer gebracht, darunter ein Tisch, der auf doppelte Grösse ausgezogen werden konnte und später meiner eigenen grossen Familie sehr zustatten kam, und ein Sekretär, der heute in meinem Studierzimmer steht. Neben der Stube hatten wir noch ein kleineres Zimmer, das als ‹Buurestübli› eingerichtet war. In der Mitte stand ein gemütlicher Bauerntisch mit einer Schieferplatte und drum herum einige alte ‹Sidelen› (Stühle mit schräggestellten Beinen), ergänzt durch einige neue Stücke, die mein Vater selber geschnitzt hat. An der Wand ein Büffet, von einem Illnauer Schreiner nach Vaters Zeichnung aus dem Stamm eines Kirschbaums in unserem Garten geschreinert. Darauf stand das Zinngeschirr, das mein Vater gesammelt, und weil nicht alles darauf Platz fand, erstellte er dazu selbst ein Wandgestell, damit diese alten Schätze zur Schau gestellt werden konnten. Von der Decke über dem Tisch hing ein aus einem Hirschgeweih hergestellter Leuchter. (...)

Auch unsere Küche im Illnauer Pfarrhaus hatte eine Sehenswürdigkeit. Über dem Herd ragte von der Decke ein dachartiger ‹Kaminhut› herab, durch den der Rauch vom Herd in den Kamin hinauf stieg. Im Dachstock war eine die ganze Länge und Breite des Hauses umfassende Winde, darüber sogar noch eine zweite mit einer Räucherkammer. Darin wurden an einem grossen Haspel ‹Schüfeli› und ‹Hammen›, ‹Buureschüblige› und ‹Chämitüfel› genannte grössere Würste aufgehängt, damit sie dort ihre Räucherung absolvieren konnten, wenn – wie es wenigstens in den ersten Illnauer Jahren noch geschah – Bauern der Nachbarschaft von ihren Metzgeten mit Freuden begrüsste Musterkollektionen ins Pfarrhaus brachten.

Hinter der Rauchkammer lag, vom früheren Pfarrer hinterlassen, ein Haufen trockenes Laub. Da hauste ein Marderpaar, das im Winter oft auf dem Dachboden rumorte. Mein Vater wollte mindestens einen von ihnen lebend fangen. Er konstruierte dazu eine Falle in Gestalt einer um das Vielfache vergrösserten Mäusefalle und befestigte hinter dem Trittbrett Obst und Eier. Die Marder genehmigten sich jeweils alles mit Vergnügen – aber erwischen liessen sie sich nie!

Unten im ersten Stock war die Waschküche mit einem riesigen hölzernen Zuber. Darin wurde, so lange wir noch keine Wasserversorgung hatten, alles Regenwasser gesammelt, das auf unserem grossen Dach in den Kännen zusammenfloss, und zugleich diente der Zuber für meine aus Holz und Rinde hergestellte Segelschiff-Flotte.

Im Schopf, dort, wo früher der Eingang zur Zehntenscheune gewesen, baute mein Vater ein Bienenhaus ein. Erst waren es nur sechs Bienenstöcke, im Lauf der Jahre wurden es über zwanzig, und das Bienenhaus wurde in den unteren Garten verlegt. Was gab es da alles zu erleben mit unseren Bienen und dem, was sie in ihre Waben trugen. Wie köstlich war es, wenn ich vor dem Bienenhaus stehen und zusehen durfte, wie die Bienen an ihren Beinchen, wie in dicken ‹Pluderhösli› gelben, roten und braunen Blütenstaub in ihre Stöcke brachten, deren Flugtürchen jedes mit einer anderen Farbe gestrichen war. (...) Einmal war mein Vater nicht zu Hause, als wieder ein Schwarm ausflog und längere Zeit wie eine kleine Wolke über dem Garten schwebte. Da holte ich einen alten Imker aus dem Dorf. Er behauptete, man müsse den Schwarm mit Musik dahin locken, wo man ihn haben wolle. Ich musste ihm unsere Sense bringen und einen Hammer, damit machte er Sensenmusik. In der Tat liessen sich die Bienen dadurch bezaubern, setzten sich in seiner Nähe auf einen Ast und als sie einen wimselnden Klumpen gebildet hatten, schüttelte er sie in einen darunter gestellten, aus Stroh geflochtenen Bienenkorb und brachte ihn in einen der noch leer stehenden hölzernen Kästen. (...) Einmal im Frühling und meistens, wenn das Wetter gut war, noch einmal im Sommer, wenn die mit Honig gefüllten Waben den Stöcken entnommen wurden, wobei es für mich immer reichlich Bienenstiche absetzte, gab es ein grosses Erntefest. In einem Blechkessel wurde der Honig aus den Waben geschleudert und lief in zähem, goldigem Strom in die bereit gestellten Honigbüchsen und -gläser. Was waren das für ambrosische Tage! (...)

Immer wieder bringt der Frühling seine Blüten, der Herbst seine Früchte, immer wieder erblüht aus Sterben und Vergehen das Wunder des Lebens. Licht und Leben aber sind im Evangelium die schönsten Symbole für das Wirken und Walten Gottes. Ich kann nicht genug dafür danken, dass mein Vater mich das frühe schon gelehrt hat. Zu allen Jahreszeiten gab es dazu Gelegenheit, indem er mich hinwies auf alles in unserem Pfarrhaus-Garten, was da keimte, sprosste und blühte.»

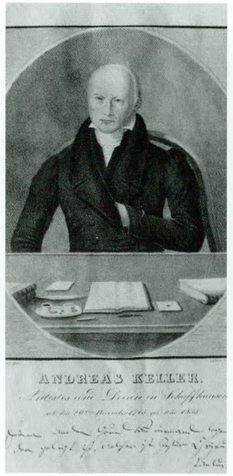
DIE AUSSICHT AUS DEM PFARRHAUS 1794, 1900 UND 2009

Aus dem Tagebuch von Andreas Keller, Pfarrer in Illnau von 1794 bis 1833. Eintrag vom 22. Mai 1794:
«Überhaupt ist die ganze Gegend über meine Erwartung schön. Besonders ist die Aussicht aus meiner Studierstube prächtig. Vor mir liegt mein Gemüse- und Baumgarten, dann folgen Fruchtfelder, in denen einige Hütten stehen, die noch zu Oberillnau gehören. Auf der anderen Seite streckt sich ein reizendes Wiesental, zum Teil von einem Wäldchen eingefasst, hinter dem sich Fruchtfelder erheben, bis nach Unterillnau hin, das in der Entfernung von einer halben Viertelstunde daliegt und die Gegend belebt.

Hinter Unterillnau gegen Fehraltorf hin öffnet sich das Tal, und Auen und Felder wechseln darin miteinander ab, bis niedere Bergreihen es umschliessen, hinter denen immer höhere Gebirge emporsteigen, über die zuletzt die stolzen Schneegebirge ihr weisses Haupt erheben. Ich war schon öfters über diese Aussicht entzückt. Besonders sind die Morgen- und Abendstunden mir in dieser Ansicht äusserst angenehm. Es lässt sich beinahe nichts Schöneres denken als der Anblick der fernen Schneegebirge, wenn alles um sie her um dunkel, wenn ihr Fuss selbst in einen dünnen Schleier des Nebels und der Dämmerung eingehüllt ist und nur ihre Spitzen im Lichtglanz emporragen, von der Morgen- und Abendsonne golden gerötet.

So ein Schauspiel hatte ich in Neu-Hengstett (der vorherigen Pfarrstelle in Baden-Württemberg, A.d.R.) nicht, und auch den Bach hatte ich nicht, der sich durch das vor mir liegende Wiesental hinwindet und des Morgens, wenn noch alles schläft, allein die allgemeine Stille durch sein Rauschen angenehm unterbricht. Hohe Gedanken müssen in jedem, der Gefühl hat, durch diese Ansicht erweckt werden, und das Herz muss sich voll Staunen und voll Nachdenken bis zu dem Schöpfer und Erhalter von diesem allem erheben, wozu dann noch der Anblick der Kirche beiträgt, die auf einer Anhöhe zuäusserst an dem rechten Eck dieser Aussicht, weitherum sichtbar, emporsteigt und mich beständig, besonders wenn das schöne Getös der Glocken von dort her erschallt, an Gott und mein Amt erinnert.»

Aus dem Bericht des Pfarrersohns Robert Epprecht (jun.), der um 1900 seine Jugendjahre in Illnau verbrachte:
«Pfarrhaus und Garten bildeten zusammen eine fast herrschaftlich zu nennende Anlage. Aber das Schönste von allem, immer wieder für uns selbst und für unsere Gäste ein Erlebnis des Staunens und der Bewunderung, war halt doch die Aussicht, die wir aus unserer Stube hatten. Grad zunächst vor unseren Augen lag Unterillnau, dahinter weit sich ausdehnend das Zürcher Oberland. Am linken Rand des Panoramas der Bachtel, am rechten der Albis und hinter diesem Vorgelände der ganze Kranz der Schneeberge. Vom Speer und dem Schäniserberg zum Mürtschen und zum Glärnisch, weiter zum breiten Dach des Tödi und zu den beiden Gipfeln des Scherhorns, zu der Grossen Windgälle und den dunklen Mythen davor und weiter zur Krone des Urirotstockes und bis zum Titlis. ‹Nur eines fehlt in dieser Pracht›, meinte ein Gast aus Zürich, ‹es müsste eigentlich noch ein See davor liegen›. Wir waren aber auch ohne See mit unserer Aussicht völlig zufrieden.»



Andreas Keller, Illnauer Pfarrer 1794 - 1833.

Robert Epprecht, Illnauer Pfarrer 1894 - 1924.

Corsin Baumann, Illnauer Pfarrer seit 1981.

Der heutige Bewohner, Pfarrer Corsin Baumann, bezieht sich auf die Beschreibung seines Vorgängers Andreas Keller:
«Die Aussicht, die Pfarrer Andreas Keller beschreibt, entspricht heute nicht mehr dem Blick aus dem Studierzimmer, sondern demjenigen aus dem Wohnzimmer der Pfarrwohnung im ersten Stock des Pfarrhauses. Auch heute noch liegt hinter dem Haus ein grosser Garten mit Bäumen und einem Spielplatz. Bei sichtigem Wetter grüssen wie eh und je die Voralpen und Alpen aus der Ferne. Die Landschaft des Kempttals im Vordergrund sieht heute allerdings wesentlich anders aus als vor rund zweihundert Jahren.

Jenseits des Pfarrhausgartens fällt der Blick auf die Effretikonerstrasse mit ihrem Autoverkehr und die Eisenbahnlinie mit ihren blauen S-Bahn-Zügen, im Sommer allerdings verdeckt durch eine hohe Hecke. Auf dem benachbarten Grundstück erhebt sich seit gut hundert Jahren das ehemalige Gemeindehaus. Rechts davon geht der Blick zur neuen Überbauung im ‹Punt› sowie zur Schulanlage ‹Hagen› mit Primar- und Oberstufenschulhaus, Kindergarten, Sportplatz und Turnhalle. Schaut man in den Talgrund hinunter, springen die viel befahrene Kempttalstrasse, einige

Blick aus dem Pfarrhausfenster im Herbst 2009.

nicht sehr schmucke Industrie- und Gewerbebauten sowie die neuen Überbauungen von der Soorhalde bis zum Chelleracher ins Auge.

Die Kempt windet sich nicht mehr durch das Tal, sondern ist – von hier aus unsichtbar – in einem Kanal am westlichen Rand der Talebene gefasst. Ihr Rauschen wird heute meist übertönt vom Verkehrslärm. Die Sumpfauen zwischen Unterillnau und Fehraltorf sind praktisch vollständig in Kulturland verwandelt. Mit ihnen sind leider auch die blauen ‹Illen› (Schwertlilien) verschwunden, deren Anblick in der Blütezeit eine wahre Pracht gewesen sein muss, wie ältere Illnauer berichten.

Die Umgebung von Illnau entspricht heute sicher nicht mehr der ländlichen Idylle von einst. Dennoch gibt es auch heute viel Reizvolles zu entdecken: Bäche, Tobel und Weiher, schöne Baumgruppen und Wälder, bunte Blumen- und alte Bauerngärten. Besonders zu erwähnen sind die Moorlandschaften von Örmis und Wildert. So haben wir nach wie vor Grund zum Staunen und zur Ehrfurcht vor dem Schöpfer und Erhalter dieser Welt. Allerdings ist es uns heute wohl eher bewusst als Andreas Keller vor zweihundert Jahren, dass auch wir unseren Teil beitragen müssen zur Erhaltung und Bewahrung der Schöpfung Gottes. Zu beidem, Lob und Verantwortungsbewusstsein, mögen heute die alten Glocken vom breiten Kirchturm auf der Anhöhe über dem Dorf aufrufen.»

Quellen:
- Andreas Keller, Tagebuch von 1787 bis 1835, im Staatsarchiv Schaffhausen (Handschrift)
- Robert Epprecht, Curriculum Vitae, 1967, im Staatsarchiv Zürich (Typoskript)
- Corsin Baumann, Text von 1989, überarbeitet 2009 (Typoskript)

Erfolgreiches Geschäftsmodell über Generationen hinweg

KLEIDER MACHEN LEUTE!

Von Gabi Müller

Das Modehaus Corrodi hat über fünf Generationen hinweg kaufmännisches Geschick bewiesen. Durch stetige Innovation ist es am Puls der Zeit geblieben und hat seinen Platz neben aufstrebenden Jungunternehmen wie Chicorée und Yendi halten können.

«Als in der Hochkonjunktur der 1980er-Jahre viele Fremdarbeiter hier lebten, stand das Geschäft in voller Blüte. Karl Corrodi junior sprach Fremdsprachen und konnte es gut mit den damaligen Gastarbeitern», erinnert sich Inhaber Jörg Sommer an seinen tüchtigen Schwiegervater. Weltoffen trat bereits Hans Jakob Corrodi auf, der das traditionsreiche Familienunternehmen 1842 gegründet hatte. Damals boomte die Massschneiderei, und Wanderburschen aus vielen europäischen Staaten arbeiteten als Schneidergesellen in Illnau.

V.l.n.r. Vait Edipi, Marlies Sommer-Corrodi, Lehrtochter Veriote Veseli, Katharina Löffel-Corrodi und Jörg Sommer

«Doch jede Zeit hat ihre Herausforderungen. Es brauchte Mut, in Krisenzeiten durchzuhalten, in guten Zeiten zu investieren und die Zukunft vorauszusehen», weiss Jörg Sommer – nicht nur aus der Geschichte. Er ehelichte 1978 Marlies Corrodi und heiratete damit in die Mode-Dynastie ein. Als der Schwiegervater 1984 das Geschäft altershalber aufgeben musste, wagte der ehemalige Landwirt und Polizist als Quereinsteiger den Schritt in die Modebranche. Gattin Marlies und Schwägerin Katharina Löffel-Corrodi standen ihm zur Seite. «Weil damals Zug auf der Männermode war, haben wir uns 1987 von der Damenkonfektion getrennt und auf Männerbekleidung fokussiert. Aus heutiger Sicht war das der richtige Entscheid, er hätte aber auch in einem Fiasko enden können», ist sich der Effretiker bewusst. Denn die Corrodi-Familie führte eines der ältesten Geschäfte im Kanton Zürich in die Zukunft, während viele andere über die Klinge springen mussten.

Mobilität fördert die Abwanderung

Trotz innovativer Führung sieht sich auch «Corrodi men fashion» mit Problemen konfrontiert. Die Mobilität hat zugenommen und eine Abwanderung ins Glatt und andere Zentren hat stattgefunden. «Die Leute tätigen spontane Lustkäufe, wo sie gerade sind, während man früher Kleider bewusst vor Ort kaufte», moniert er. Unbegründet sei auch die Schwellenangst. «Hartnäckig hält sich die Aussage: Zu Corrodi geht, wer einen Anzug braucht. Dem ist längst nicht mehr so», klärt Marlies Sommer auf und verweist auf ihre Stammkundschaft in allen Altersklassen. Das

Sortiment umfasst eine breite Palette. Vom Freizeitlook mit Sports- und Jeanswear bis hin zum modischen Business-Anzug bleibt kaum ein Wunsch offen. Accessoires in den Trendfarben runden das attraktive Angebot ab. Im modernen Geschäft mit Kaffeebar erfährt der Kunde den Einkauf als Erlebnis. «Wir nehmen uns viel Zeit für eine typengerechte Beratung. Schliesslich soll die Bekleidung mit dem Träger eine Einheit bilden», erläutert die Modeberaterin und Einkäuferin Katharina Löffel-Corrodi. Denn Mode sei auch immer mehr zur Definition der Persönlichkeit geworden.

Zentral bei Corrodi war stets ein Tailleur, besonders zu Zeiten der Masskonfektion. Erst in den 50er-Jahren waren Konfektionshosen erhältlich und Ende der 60er-Jahre kam das industrielle Modellmass auf, an dem man diverse Anpassungen vornehmen konnte. Mit der Standardkonfektion ab Stange gingen viele Schneidereien ein. Heute erledigt Schneidermeister Vait Edipi, der letztes Jahr sein 25 Jahr Jubiläum bei Corrodi feierte, Änderungen in kürzester Zeit im hauseigenen Atelier, das auch Damen offen steht.

Seit über 25 Jahren führen Marlies und Jörg Sommer-Corrodi das traditionsreiche Geschäft im Herzen von Effretikon mit Herzblut. Nun brauche es dringend eine Belebung, denn die Stadtentwicklung sei stehen geblieben. «Ein Projekt wie das geplante Mittim und damit die Aufwertung der Bahnhofstrasse müssen schnellstmöglich umgesetzt werden, damit das Zentrum an Attraktivität gewinnt. Gefragt sind moderne Wohnungen, Büros und Läden im Stadtkern. Das ist ein Kraftakt und benötigt Mut, ist aber vermutlich der einzige Weg, Effretikon am Puls des Lebens zu erhalten!», sind Marlies und Jörg Sommer überzeugt.

Mut zum Aufbruch gefordert

Und so schätzt der Geschäftsführer des Traditionshauses auch die jungen Modeketten wie etwa Chicorée oder Yendi, die in den letzten Jahren in Effretikon Einzug gehalten haben: «Lässige Mode behält einen Teil der Jugend am Ort.» Chicorée wurde 1985 von Jörg Weber gegründet und wuchs zu einem stattlichen Unternehmen mit über 600 Mitarbeitern schweizweit heran, wie die Presseverantwortliche Rahel Blum ausführt. «Durch regelmässige Besuche in Modemetropolen werden die künftigen Must-Haves analysiert. Fundierte Design- und Textilkenntnisse, das grosse Einkaufsvolumen wie auch der effiziente Vertrieb über das eigene Logistikcenter ermöglichen es uns, modische Kleidungsstücke zu günstigen Preisen anzubieten», erklärt sie. Chicorée spreche vorwiegend ein Publikum zwischen 14 und 25 Jahren sowie Frauen im mittleren Alter an. Eine konstante Nachfrage sowie die explosionsartige Expansion in den letzten Monaten bestätige den Bedarf solcher Trendunternehmen in Zeiten, in denen grosse Modekonzerne ihre Tore schliessen müssten. Während sich Chicorée mit einem Filialnetz von gegen 120 Läden in die Nähe der Kunden begibt, ist Corrodi men fashion darauf angewiesen, dass die Konsumenten bewusst ihr Geschäft aufsuchen. Das Corrodi-Team glaubt an den Fortbestand seines gepflegten Modehauses. «Wer nicht an die Zukunft glaubt, muss aufhören. Wir gehen mit der Zeit mit, ohne aber jeden Blödsinn mitzumachen», erläutert Jörg Sommer das bisherige Erfolgskonzept, mit dem die Modefamilie bereits stolze 170 Jahre alt geworden ist.

Chicorée belebt das Einkaufszentrum Effimärt.

Das stattliche Tuch-, Mass- und Bettwarengeschäft von Karl Corrodi's Söhne an der Hörnlistrasse 2 in Oberillnau (Bild um 1900).

Das schmucke Modehaus Corrodi wertet seit 1915 die Bahnhofstrasse in Effretikon auf.

Aus der Geschichte

1882 kaufte Schneidermeister Karl Corrodi-Temperli (1844-1914) einem Herrn Hürlimann einen Hausteil ab, der an das Haus von Bäcker Baumann beim Löwen Oberillnau angebaut war, und richtete dort ein Tuchlädeli ein. Er führte die von seinem Vater Hans-Jakob Corrodi (1819-1893) seit 1840 betriebene Massschneiderei für Herren weiter. «Durch unermüdlichen Fleiss, Umsicht und gewissenhafte Bedienung entwickelte sich das Geschäft zusehends, so dass die Räumlichkeiten dem Geschäftsgang nicht mehr genügten», dokumentiert die geschichtliche Überlieferung. 1894 wurde ein benachbartes Bauernhaus zum bedürfnisgerechten Geschäftshaus umgebaut. Am 1. Januar 1914 übernahmen seine Söhne Karl und Hans Corrodi sowie sein Schwiegersohn Fritz Gehring das Tuch-, Mass- und Bettwarengeschäft unter dem Firmennamen Karl Corrodi's Söhne. Handelsreisende sorgten für Umsatz. Domizil war das noch heute entsprechend beschriftete Haus an der Hörnlistrasse 2 in Illnau. 1915 zog das Mode-Unternehmen nach Effretikon ins Wohn- und Geschäftshaus an den heutigen Standort Bahnhofstrasse 29. Ab 1956 führte Karl Corrodi junior als ausgebildeter Kaufmann und eidg. dipl. Schneidermeister das Textil- und Bekleidungshaus. 1959 erfolgte der Neu- und Erweiterungsbau der Geschäftsräume und es entstand die heutige Schaufensterfront. Karl Corrodis Töchter Katharina und Marlies engagierten sich als gelernte Modeverkäuferinnen im väterlichen Betrieb. Seit 1984 führen Jörg und Marlies Sommer-Corrodi unter Mithilfe von Katharina Löffel-Corrodi das Herrenmodegeschäft Corrodi men fashion. 1990 wurde der Laden auf 180 Quadratmeter vergrössert, 2003 erfolgte der Totalumbau des Hauses und die Ausgestaltung des trendigen Ladens, wie er sich heute präsentiert. **gam**

Bankfilialen und ihre Entwicklung in die Zukunft

INDIVIDUELLE BETREUUNG

Von Gabi Müller

MEHR DENN JE GEFRAGT

Von der Einnehmerei in der Wohnstube zur papierlosen Bank der Zukunft: Drei Effretiker berichten von den Bankabläufen auf dem Platz Effretikon während achtzig Jahren.

Edwin Müller

«Sobald ein Kunde kam, mussten wir drei Buben die Stube verlassen, denn darin wurden die Bankgeschäfte abgeschlossen. Die Klientele hatte ein Anrecht auf volle Aufmerksamkeit und Diskretion», erinnert sich der 81-jährige Edwin Müller an seine Kindheit an der Birchstrasse 6 in Effretikon. Sein 1892 geborener Vater Armin Müller war Lehrer in Ottikon, Rikon und im Schulhaus Schlimperg und er genoss weitum grosses Vertrauen. Daher ernannte ihn die Spar- und Leihkasse des Bezirks Pfäffikon (SLP) zirka um 1930 herum zum «Einnehmer» für Effretikon. Effektiv habe aber Mutter Martha Müller die Einnehmerei geführt. Der Vater habe nebenher bis zu drei Chöre dirigiert und war Aktuar der Schulpflege. Ein Kunde, der meist nach Arbeitsschluss kam und der klein Edwin imponierte, war Karl Corrodi senior, der ein Tuch- und Massgeschäft führte. «Oft trug er seinen Schneidermeter um den Hals», beschreibt er sein Erinnerungsbild.

Die Mutter kassierte das Geld der Bankkunden und notierte im Sparheft den neuen Kontostand. «Viel Betrieb herrschte jeweils nach Neujahr, wenn der Jahreszins nachzutragen war.» Es kamen auch Kinder mit ihren Sparkässeli, die nur Martha Müller öffnen konnte. Sie bewahrte alle Schlüssel in ihrem Stubenbüffet auf – gleich neben der Kassette mit den Kundengeldern, die ihr Mann jeweils Ende Monat am Hauptsitz ablieferte. «Heute unvorstellbar!», ereifert sich Edwin Müller, der heute in Hombrechtikon wohnt. «Als dann an unserer Haustür ein defektes Gusseisengitter durch eine Tafel mit der Aufschrift ‹Spar- und Leihkasse Pfäffikon – Einnehmerei› ersetzt wurde, war es Mutter nicht mehr geheuer mit dem fremden Geld im Büffet», erinnert sich der ehemalige Kantonsschul-Mathematiklehrer.

«Regelmässig überführte der Vater der SLP in Pfäffikon die Rabattmarkenheftli des Rabattvereins Effretikon. Beim Einsteigen in den von einer Dampflok gezogenen Zug öffnete sich einmal der Koffer und die Heftli fielen heraus. Er musste sie unter dem Zug hervorklauben und der Zugführer hat tatsächlich gewartet, bis er alles wieder beisammen hatte. Das waren noch Zeiten!», lacht Edwin Müller. Nachdem seine Mutter 1948 gestorben war, gab sein Vater die Einnehmerei auf. Die SLP entsandte danach den ersten effektiven Bankangestellten an die Bruggwiesenstrasse 5, wo die Bank heute noch als Clientis Zürcher Regionalbank domiziliert ist.

An der Birchstrasse 6 führten Armin und Martha Müller die erste Einnehmerei der SLP in Effretikon.

Brutaler Überfall

An der Hagenacherstrasse 11 führten ab den 1930er-Jahren Jakob und Susanna Bosshard eine Einnehmerei für die Zürcher Kantonalbank (ZKB). «Zu allen Tages- und Nachtzeiten kamen Kunden mit ihren Sparheftli und Obligationencoupons vorbei», erinnert sich Sohn Werner Bosshard, der noch an derselben Adresse wohnt. Der pensionierte Direktor einer Privatbank startete seine Karriere ebenfalls bei der ZKB. Unter der Auflage, dass er als Banker stets ein Auge darauf habe, durfte seine Mutter die Einnehmerei nach dem Tod ihres Ehegatten 1946 weiterführen. Jederzeit konnte er ihr aber nicht beistehen. Und so läutete eines Abends ein vermeintlicher Kunde. Statt Geld zückte er einen Revolver, den er Susanna Bosshard über den Kopf schlug, worauf sie blutüberströmt zusammenbrach. Ein Passant erfasste die Situation und rief Werner Bosshard, der mit seiner Armeepistole anrückte. Er stellte fest, dass mit dem Dieb auch 20'000 Franken aus der Tageskasse verschwunden waren. «Daraufhin riet die Familie unserer damals bereits 70-jährigen Mutter, die Einnehmerei aufzugeben.« Zweimal wöchentlich hatten die ZKB-Kunden dann im Restaurant Sonne eine Anlaufstelle, die Max Furrer betreute, bevor er Filialleiter der ersten Effretiker ZKB-Filiale an der Ecke Post-/Bahnhofstrasse wurde. 1979 zog das Institut in den neu erbauten Effimärt.

Drei Jahre vorher begann der Effretiker Bruno Sallenbach als erster Stift bei der Schweizerischen Volksbank (SVB) eine Banklehre. Diese war in einem Doppeleinfamilienhaus an der Lindauerstrasse domiziliert, wo heute das Stadthaus steht. Weiter gab es auf dem Platz Effretikon neben den erwähnten SLP und ZKB noch die Hypothekar- und Handelsbank. In Illnau bediente die Darlehenskasse vorwiegend Bauern. Erst später kamen in Effretikon der Schweizerische Bankverein und die Schweizerische Bankgesellschaft hinzu, die 1998 fusionierten. In Illnau eröffnete 1985 die SLP eine Filiale.

Als Lehrling führte Bruno Sallenbach ebenfalls Sparhefte nach, wie dies Müllers und Bosshards getan hatten. Ihn unterstützte bereits ein Drucksystem. Seine damals noch manuell geführte Buchhaltung der Schaltertransaktionen erfolgt heute online. Drei Jahre lang erlernte er in Effretikon alles, was ihn zum Bankfachmann befähigte. Nach der Lehre blieb er der Filiale mit Abstechern ins Welschland und nach England bis heute treu und avancierte 1993 zum Geschäftsstellenleiter.

Werner Bosshard

Im Haus an der Bruggwiesenstrasse/Tagelswangerstrasse wurde um 1950 die erste effektive Filiale der SLP eröffnet (heute Clientis-Bank).

In den 90er-Jahren fusionierte die SVB mit der Schweizerischen Kreditanstalt zur Credit Suisse. Heute ist Bruno Sallenbach Leiter Privatkunden und fungiert als Local Head. «Derzeitige Lehrlinge verbringen sechs Semester in verschiedenen Abteilungen im ganzen Kanton. Mit 15 stehen sie oft bereits am Schalter. Routinearbeiten haben die Service- und Support Centers übernommen», betont Bruno Sallenbach.

Automation ohne Grenzen

Die damalige Arbeitsweise mute nostalgisch an, seit zunehmend technisches Finanz-Know-how Einzug gehalten habe. Lächelnd erinnert er sich an den Telex, über den die Börsenkurse hereinratterten und der täglich meterlange Papierschlangen produzierte. Statt dem legendären Händlerring an der Börse, dem man via Bank seine Aufträge erteilte, kann nun jeder seine Börsendeals zu Hause am PC erledigen. Jeder Bankangestellte verfügte über einen Schrank voller Ordner, heute genügen ein Laptop und ein Pult mit ein paar Hängeregistraturen – es geht in Richtung papierlose Bank. Kreditbegehren mündeten meist in umfangreichen Dossiers. Heute wird ein Berater durch ein standardisiertes PC-System mit direkter Ampelbewilligung (grün, gelb oder rot) unterstützt. Auch Geld- und Kontomaten wären nicht mehr wegzudenken, Ferien ohne Plastikgeld sind für viele bereits unvorstellbar. «Schwellenangst bezüglich Automaten versuchen wir mit unserer Unterstützung abzubauen. Wir empfangen den Kunden zuerst am Desk, an dem die Triage gemacht wird und er an einen Schalter in eine Beraterbox oder für eine umfassende Beratung in ein Sitzungszimmer geführt wird,» erläutert Bruno Sallenbach das neue Konzept in der CS.

Während vor 30 Jahren alles beschaulicher abgelaufen sei, hätten die Herausforderungen und der Druck von Kunden, Vorgesetzten und Medien auf die Bankangestellten enorm zugenommen. Veränderte Abläufe sparen Zeit. Heute hat jeder ein Salärkonto. «In den 70er-Jahren bezogen etwa Gewerbler (KMU) noch Bargeld für die Lohnzahlungen. Bei grösseren Betrieben summierte sich die Geldmenge, sodass die Chefs manchmal unter Polizeieskorte in ihr Geschäft begleitet werden mussten. Dort verteilten sie das Salär in Lohntüten an ihre Mitarbeiter», erzählt der Geschäftsstellenleiter. Ende Monat seien die Banken fast bargeldlos gewesen, weil die Kunden mit dem Bankengeld ihre Rechnungen auf der Post beglichen hätten. «Die Banker holten dann – immer zu zweit – das Geld wieder bei der Post ab. An der Transportmappe war eine Kette, welche aus Sicherheitsgründen am Handgelenk des einen Abholers befestigt war», weiss Bruno Sallenbach. Und schmunzelnd fügt er hinzu, dass es nicht selten der Stift gewesen sei, dem die Mappe angekettet worden war. «Offenbar riskierte man im schlimmsten Fall lieber die Hand eines Lehrlings statt die eines Prokuristen…» Später wurden dann Sicherheitskoffer mit chemischen Farbstoffen zur Vernichtung der Noten eingesetzt, heute beauftragt man Sicherheitsfirmen mit Panzerautos.»

Bruno Sallenbach

Effretikon um 1923. Im Haus der Geschwister Widmer (Bildmitte) war später die Volksbank-Filiale untergebracht. Heute befindet sich an dieser Stelle das Stadthaus.

Breit gefächerte Dienstleistungen

Die Sicherheitsstandards in der Bank seien immer hoch gewesen. Der Banker erzählt sogar von einer doppelten Sicherheit, die sie an der Lindauerstrasse genossen hätten, bevor die Volksbank 1979 in den Effimärt umzog: «Oberhalb der Bankfiliale wohnten die couragierten Geschwister Hulda und Rosa Widmer. Immer, wenn ein Fehlalarm ausgelöst wurde – und das passierte öfter – standen die beiden Schwestern im Nachthemd und mit dem Wallholz bewaffnet im Treppenhaus und hüteten das Geldinstitut, bis ein Bankangestellter zum Rechten sah!»

Die Blütezeit der Banken in den 1980er-Jahren mündete in einer Immobilienkrise. Dabei hat der Finanzplatz Schweiz über 40 Milliarden Franken abgeschrieben. Das neue Jahrtausend schrieb wieder satte Gewinne, bis zum erneuten Crash 2008. «Vertrauen» ist das Zauberwort für eine prosperierende Zukunft. Und darauf bauen auch die Illnau-Effretiker Banken, indem sie ihre Kunden noch mehr ins Zentrum rücken. Denn die breite Anlage-, Hypotheken- und Kontopalette, Pensionierungsfragen inklusive AHV- und Pensionskassenabklärungen sind heute für Laien kaum mehr zu bewältigen. Weil das Umfeld sich ständig wandelt, braucht es eine intensive Beratung mit einer Analyse der Kundenbedürfnisse und einem seriösen Finanzkonzept. Früher wie heute misst der Kunde die Bank an seinen Beratern, die dem Geldinstitut ein Gesicht geben. Ihre Kompetenz und Sympathie entscheiden darüber, mit welcher Bank er eine Beziehung aufbaut. Eine individuelle Betreuung wie damals in den Wohnstuben der Familien Müller und Bosshard, kombiniert mit den heutigen Möglichkeiten, ist gefragt.

Landwirtschaft im Wandel der Zeit

SPEZIALISIERUNG UND VERGRÖSSERUNG

Von Gaby Saladin

Der Landwirt von heute ist Unternehmer, Betriebswirtschafter, Marketingfachmann und Hausmann. Die Idylle mit Hofhund, krähendem Hahn, grasenden Kühen und dem Grosi mit Bürzeli im Bauerngarten gehört der Vergangenheit an. Landwirtschaftliche Betriebe von heute umfassen grosse Flächen und müssen sich spezialisieren.

Adrian Kuhn in seinem Hofladen.

Der Bietenholzer Jungbauer Adrian Kuhn

Mitten in Bietenholz liegen Haus, Hof und Laden des jungen Landwirts Adrian Kuhn. Der 33-jährige Meisterlandwirt mit betriebswirtschaftlicher Zusatzausbildung handelt mit Obst und Gemüse. In seinem grosszügigen Hofladen verkauft er neben Zugekauftem auch Erzeugnisse aus seiner eigenen Produktion wie Erdbeeren, Äpfel, Kürbisse und Christbäume. Zusammen mit seinem Vater Werner, mit dem er eine Generationengemeinschaft führt, produziert er zudem Getreide, Mais, Soja und Zuckerrüben. Der Betrieb umfasst 45 Hektaren landwirtschaftliche Nutzfläche und gehört damit zu den mittleren bis grösseren Betrieben der Region. Seit 2006 ist der Jungbauer selbstständig. Aus betriebswirtschaftlichen Gründen steht der Kuhstall bei den Kuhns seit zehn Jahren leer. «Wir konzentrieren uns auf die drei Hauptzweige Hofladen, Produktion und Christbäume», so Kuhn. Im Laden arbeitet neben seiner Mutter und einer Angestellten auch seine Ehefrau. Wie viele andere Bäuerinnen der jüngeren Generation hat sie daneben noch einen Beruf und arbeitet Teilzeit als stellvertretende Geschäftsführerin in einem Sportgeschäft in Zürich. Das Ehepaar lebt mit einer kleinen Tochter im eigenen Wohnhaus, während die Eltern separat in einem anderen Gebäude auf dem Hof wohnen. Wo früher noch drei bis vier Generationen einer Familie und alle Angestellten unter einem Dach lebten und zusammen in der Bauernküche assen, haust die dreiköpfige Familie alleine für sich. «Wir sind eine ganz normale Familie, machen auch ganz normal Ferien, wie jede andere Familie auch», so Kuhn. «In meiner Jugendzeit war dies noch anders.» Wie bei jedem selbstständigen Unternehmer sind die Arbeitstage bei Adrian Kuhn lang. Bereits morgens um vier Uhr steht er auf, um im Grosshandel Gemüse und Obst einzukaufen. Ein Arbeitstag dauert bei ihm 12 bis 13 Stunden und das sechs Mal in der Woche. Doch Kuhn hat Freude an seiner Arbeit, er ist motiviert und geniesst auch die Freiheiten, die ein Unternehmer hat. Die positive Einstellung zu seinem Beruf möchte er weiter vermitteln, sei es im Laden oder bei seinen Kollegen. Als Ausgleich ist Adrian Kuhn Mitglied der Jagdgesellschaft Schüsselberg und aktives Mitglied bei der Feuerwehr.

Marc Binders Spezialität ist die Tabakproduktion.

Der Illnauer Jungbauer Marc Binder

Biegt man von der Usterstrasse in Illnau Richtung Gutenswil rechts zu Marc und Sandra Binders Hof ab, erblickt das Auge bald einmal exotisch anmutende Tabakkulturen und friedlich weidende Kühe. Der 35-jährige Meisterlandwirt hat den Hof von seinem Vater übernommen und bewirtschaftet ihn zusammen mit seiner Frau Sandra, einem Lehrling und saisonalen Angestellten. Einer von Marc Binders Hauptzweigen ist die Milchwirtschaft und die Aufzucht von Kälbern. Sein Viehbestand zählt 30 Kühe und jährlich 30 Kälber. «Heute rentiert die Milchwirtschaft nicht mehr. Erhielten wir noch bis letzten Mai 80 Rappen für den Liter Milch, zahlt der Abnehmer heute gerade noch 60 Rappen», so Binder. Bei einer Produktion von jährlich 200'000 Litern sind dies schmerzhafte Einbussen. Geplante Investitionen müssen vorerst zurückgestellt werden. Seiner Meinung nach haben sich die Bauern zu wenig auf die Zeit nach der Kontingentierung vorbereitet, weil sie sich der Regeln des freien Marktes nicht bewusst waren. Es wird zuviel Milch produziert und die grossen Abnehmer können den Preis nach unten drücken. Eine bessere betriebswirtschaftliche Ausbildung an den landwirtschaftlichen Schulen wäre wünschenswert, schlägt Binder vor.

Seine Kälber lässt er schlachten und verkauft das hochwertige Fleisch vakuumiert und abgepackt auf seinem Hof. Ein weiterer Haupterwerb ist der Anbau von traditionellen Kulturen wie Zuckerrüben, Dinkel, Mais, Futtergetreide und – Tabak! Seit 40 Jahren bauen die Binders dieses Kraut an. 40'000 Setzlinge werden im Mai ausgesetzt; im Juli werden die Pflanzen geerntet und dann dem Trocknungsprozess zugeführt. Binder selber ist Vorstandsmitglied der Schweizer Tabakproduzenten. In seiner Freizeit ist der Bauer passionierter Musiker in einer Weinländer Brassband. Als Teilzeithausmann ist Marc Binder tätig, wenn seine Frau Sandra auswärts als Buchhalterin arbeitet. Dann kümmert er sich um seinen Sohn Michel, kocht und erledigt Hausarbeiten. Das zweite finanzielle Standbein ist willkommen und sichert der Familie ein Zusatzeinkommen. «Heute müssen wir Bauern flexibel sein», erklärt das junge Paar, «so wie sich der Weltmarkt ständig verändert, müssen auch wir kreativ sein und neue Ideen haben. Wir geben nicht auf, sondern machen weiter!»

VIEHZUCHT WAR UM 1930 RENTABLER ALS ACKERBAU

Sekundarschüler Werner Schmid berichtet über die Landwirtschaft in Rikon-Effretikon (handschriftlicher Text, 1930):

«In früheren Jahren war Rikon ein kleines Bauerndorf, das sich dann immerfort vergrösserte. Arbeiterhäuser gesellten sich zu den Bauernhäusern. Die Bauern, die in den Holzhäusern wohnten, waren wohl nur Kleinbauern. Sie konnten nicht zu viele Kühe halten, weil sie nicht genügend Futter von ihren Wiesen zogen. Früher mussten die Bauern die Jauche mit dem Schöpfer in die Jauchefässer füllen. Diese langweilige und mühsame Arbeit raubte natürlich viel Zeit, und die Bauern konnten nicht so reichlich düngen wie heute. Kunstdünger war noch nicht bekannt. Das einzige Trockendüngmittel wurde so hergestellt, dass die Bauern Asche in eine Kiste schütteten und Jauche dazu gossen, das Ganze zu einem Brei rührten, den sie trocknen liessen. Den so entstehenden Aschestaub nannten die Bauern ‹Guano›.

Den Mist führten sie auf die Äcker, denn sie mussten wohl dafür sorgen, dass sie das ganze Jahr selbst Brot backen konnten; das Getreide, das sie für sich brauchten, brachten sie zu der Mühle, die damals dem Felsenkeller gegenüber klipperte und klapperte. Der Felsenkeller ist das in den Sandstein geschlagene Loch an der Strasse gegen Kemptthal. Die Mühle musste aber, als die Bahn nach Winterthur gebaut wurde, abgebrochen werden.

Vor der Mechanisierung wurde die Arbeitskraft von Mensch und Tier benötigt (im Kempttal um 1920).

Die 25 Bauern Rikons sind nur Kleinbauern; etwa fünf Bauern besitzen fünf Kühe, etwa zwei Rinder und einen Stier. Die Stiere werden neben einer Kuh zum Ziehen von schwereren Mistwagen und Heuwagen verwendet. Die Bauern von Rikon besitzen zusammen 61 Kühe; daneben werden noch etwa 30 Stück Kleinvieh gehalten.

Eine gute Kuh gibt durchschnittlich 3000 Liter Milch im Jahr. Eine Kuh, die weniger als sieben Liter Milch im Tag gibt, rentiert nicht mehr. Um eine Kuh das ganze Jahr füttern zu können, braucht man heute zwei Jucharten Wiesland, während man früher etwa drei Jucharten brauchte. Durch die Verwendung von Kunstdünger hat man die Wiesen ertragreicher gemacht. Schlacke, Kalisalz, Guano und Chilisalpeter erleichtern auch das Düngen von Wiesen. Die Jauche wird nicht mehr mühsam aus den Jauchelöchern gesogen; man benützt jetzt Elektromotoren und Jauchepumpen.

Wenn in Rikon meistens Viehzucht getrieben wird, so rührt das wohl daher, dass sich zu den Bauern immer mehr Arbeiter gesellten, welche mit Milch zu versorgen waren. Dann sahen wohl auch die Bauern, dass es besser rentiere und ringer sei, Viehzucht statt Ackerbau zu treiben. Das Getreide, das gepflanzt wird, wird für den eigenen Betrieb verwendet. Die Kartoffeln finden in der Schweinemästerei Verwendung. Die Milch wird in die Sennhütte geliefert, wo sie zum Teil an 39 Konsumenten abgegeben wird. Der Rest geht an den Molkereiverband Zürich.»

FAMILIENVERBUND STATT WITWEN- UND WAISENRENTEN

Martha Baumberger erinnert sich an ihren Bauernbetrieb in Agasul (handschriftlicher Text, 1979):

«Wie schon meine Urgrosseltern hatten auch meine Grosseltern immer wieder Gelegenheit, Land zu kaufen. Das verlangte dann mehr Fahrhabe und die musste unter Dach versorgt werden. Also baute mein Vater im Jahr 1886 den Schopf, wie er heute noch steht. Im Jahr 1888 war das Wohnhaus reparaturbedürftig. Nach Ostern wurde es vergrössert, der Keller ausgebaut und neue Stubenfenster gemacht. Jetzt fehlte nur noch die junge Frau. Die fand mein Vater dann im Ravensbühl bei Hermatswil. Im Frühling 1894 schlossen sie den Lebensbund. Die Landwirtschaft wurde immer vergrössert, brachte mehr Ertrag, aber auch mehr Arbeit. (...) 1899 entschloss sich mein Vater zum Bau einer neuen grösseren Scheune, da die alte zu klein und baufällig war. Jetzt war Platz vorhanden für Futter und Fahrhabe, die mit Mähmaschine und Heuwender vergrössert wurde, und 1905 kam das erste Pferd in den Stall. (...)

Schwere Jahre folgten dann für meine Mutter. Neben den Hausfrauen- und Mutterpflichten musste sie nun auch noch die Arbeit und die Pflichten des Vaters übernehmen (dieser starb 1909 42-jährig an einer Blutvergiftung). Mit Hilfe eines Taglöhners und unseren schwachen Kräften hat sie die sechsköpfige Familie mit Gottes Hilfe erhalten können, aber mit vielen Entbehrungen. Damals gab es noch keine Witwen- und Waisenrenten, auch keine Altersrenten; Geld war damals ein rarer Artikel. (...) Das Jahr

Die Geschwister Martha und Adolf Baumberger (im Vordergrund) mit ihrer Mutter Anna Baumberger-Maag.

1911 war ein mageres Jahr, weil zu trocken, es fiel zu wenig Regen, und das Jahr 1912 war für die Landwirtschaft auch nicht günstig. In unserer Gegend gab es gar kein Obst, die Mostpressen blieben ruhig, dafür gab es auch kein Obstgeld, also auch ein mageres Jahr. (...)

Nach dem Tod meiner Mutter 1934 gab ich den Beruf auf und half meinem Bruder Adolf auf dem Feld und besorgte den Haushalt. Natürlich musste Adolf immer eine fremde Hilfskraft haben, womit er mehr oder weniger Glück hatte. (...) So wurden wir immer älter und es wurde immer schwieriger, landwirtschaftliche Arbeitskräfte zu bekommen. Viele Landwirte wanderten in die Industrie und in das Baugewerbe ab, das damals hoch in Blüte stand; dort wurden immer höhere Löhne bezahlt. Wir konnten froh sein, dass wir ältere Männer und Ferienknaben beschäftigen konnten. Im Winter waren Adolf und ich allein. Mit der Zeit wurde es Adolf zu streng und so verpachtete er immer mehr Land. Ende 1971 hat er das letzte Vieh verkauft.»

Reigenfahrende des Veloclubs Kemptthal 1907 an einem Corso in Zürich.

Veloclubs mit Tradition und Innovation

TOUREN UND TRAINING FÜR BEWEGUNGSFREUDIGE

Von Beatrix Mühlethaler

Seit über hundert Jahren können Radsportler in der Stadt zwischen zwei Veloclubs wählen: Wer ein breites Programm und gesellige Ausfahrten schätzt, macht bei den Illnauern mit, wer sportlich hohe Ambitionen hat, bei den Effretikern.

«Zum Absteigen fertig, ab.» Wenn der Fahrwart so ruft, heisst es für die Mannen: Sofort bremsen und vom Stahlross steigen. Zum Beispiel, wenn einer der Pedaleure einen «Plattfuss» eingefangen hat. Solche Disziplin war gewohnt, wer vor hundert Jahren in einem Veloclub mitradelte. Damals ging es in Radlergruppen militärisch zu, bestätigen heutige Clubmitglieder, welche die historischen Protokolle kennen.

Fahrwarte mussten sich in Schulungskursen ausbilden lassen. Sie schlugen die Ausflugsrouten vor und hatten dafür zu sorgen, dass die Radgruppe unterwegs das Fahrreglement einhielt. Beim Überholen von Fussgängern, Reitern und Fuhrwerken mussten die Radler beispielsweise langsamer fahren, um bei Bedarf sofort absteigen zu können. An einer gefährlichen Stelle oder einem steilen Hang konnte der Leiter befehlen, das Fahrzeug zu schieben. Letzteres empfahl sich, weil Strassen und Räder noch nicht so komfortabel waren wie heute. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts verfügten Velos nur über einen Gang.

Zu den strengen Sitten der damaligen Zeit gehörte auch, dass Vereinsmitglieder Bussen zahlen mussten, wenn sie an den als obligatorisch bezeichneten Fahrten oder Versammlungen nicht teilnahmen. Als Entschuldigungsgründe galten nur wichtige Familienangelegenheiten, Krankheit und Militärdienst. «Undenkbar, da hätten wir keine Mitglieder mehr», kommentiert Hugo Buschauer, heute Vizepräsident des Veloclubs Illnau (VCI), die damaligen Sitten.

Fit und geschickt

Heute ist alles lockerer. Das belegt Hugo Buschauer am Beispiel der regelmässigen Dienstagabend-Ausfahrten des VCI: «Wir treffen uns zur abgemachten Zeit vor der ‹Schmitte› in Unterillnau, bestimmen zusammen die Route und fahren los.» Er erwähnt aber auch die Kehrseite der Medaille: Leute zu finden, die Aufgaben und Verantwortung in einem Verein übernehmen, ist schwierig geworden. Beispielsweise hat der VCI zur Zeit keinen Präsidenten. Auch bezüglich jungem Nachwuchs harzt es. Viele der früher Aktiven sind aus Altersgründen zu Passivmitgliedern geworden. Bei den Ausfahrten dominieren ebenfalls die älteren Semester – wobei diese an Fitness manch Jüngere übertreffen.

Allerdings: Der von Hand geschriebenen Protokollsammlung aus der Gründerzeit des Veloclubs ist zu entnehmen, dass es auch vor hundert Jahren zeitweise an aktiven Mitgliedern mangelte. Ebenso erging es dem Effretiker Club. Andererseits gab es rege Aktivitäten: Beide Clubs waren Mitglied des Schweizerischen Velocipistenvereins und massen sich mit anderen Clubs an Wettfahrten – seien das Über-Land-Touren oder Rennen. Schon damals hatten Touren- und Rennräder unterschiedliche Lenker. Man nahm auch an grossen Corsos teil – Radlertreffen, bei denen man in Formation durch die Strassen einer Stadt radelte.

Mit Hilfe des «Liederbuchs für Radfahrer» widmeten sich die ersten Aktiven auch dem Gesang. «Im Sattel frisch mit kecker Brust» intonierten laut Protokoll die Illnauer, um ihre erste Abendunterhaltung einzuleiten.

Mitglieder des Veloclubs Illnau auf einer Ausfahrt.

An solchen Anlässen zeigten artistisch Begabte dem Publikum auf Spezialrädern unter anderem Kunstraddarbietungen oder Reigenfahrten. Danach wurde getanzt. Das Tanzbein schwangen die Pedaleure zuweilen auch auf Tagesausfahrten, wenn sie in einer Wirtschaft in eine Tanzgesellschaft gerieten. Regelmässig ist in den Ausflugsberichten zudem von «edlem Reben- und ebensolchem Gerstensaft» zu lesen, die bei Fahrpausen in der Wirtschaft flossen. «Die Geselligkeit pflegen wir heute immer noch, aber das Bier genehmigen wir uns erst nach der Tour», betont Buschauer.

So gemütlich wie früher, wo man allenfalls auf Fuhrwerke Acht geben musste, ist es heute ohnehin nicht mehr. «Was mir wenig Freude macht, ist der zunehmende Autoverkehr, auch auf Nebenstrassen», bedauert der Radfreund. Das mache die Gruppenfahrt an Kreuzungen müh-

sam und gefährlich. Allein ist er jetzt öfter mit dem Mountain Bike unterwegs, um wirklich in der Natur zu sein. Die Clubkollegen allerdings bevorzugen das Rennrad, sodass das VCI-Programm nur eine Biketour pro Jahr vorsieht.

Für Rennen gerüstet

Während der VC Illnau allen fitten Frauen und Männern der Stadt ein umfangreiches Ausfahrtsprogramm offeriert, ist der Effretiker Velo- und Moto-Club stärker auf den Wettkampf ausgerichtet. Schon früh bot der damalige «Velo-Klub Kemptthal» Raum für ambitionierte Radler, die sich in verschiedenen Disziplinen Trophäen holten: bei Strassenrennen, beim Radball und als Reigen- sowie Kunstfahrer. Auch Frauen verzeichneten grosse Erfolge. So gewannen 1967 eine vierköpfige Damen-Reigengruppe und 1987 ein Damen-Radballteam die Schweizer Meisterschaft. Das hielten Werner, Paul und Willy Baracchi in ihrer Schrift zum 100-Jahr-Jubiläum des Vereins fest.

Mit einer Radsportschule fördert der VMC Effretikon-Kemptthal auch die sportliche Entwicklung von Kindern und Jugendlichen. Die 1989 von Louis Roschi gegründete Schule konnte zahlreiche Jugendliche für den Rennsport begeistern. Dreissig Kinder und Jugendliche nahmen in den Neunzigerjahren jeweils an den Trainingslagern teil, erzählt der Leiter der Radsportschule, Daniel Baumann. Heute seien sie inklusive Leitung noch zu zehnt. In Konkurrenz zum breiten Freizeitangebot, das Kinder wesentlich früher einspannt, komme das Angebot zum Radeln ab sieben Jahren eventuell zu spät. «Vielleicht wäre das Biken attraktiver», sinniert Baumann. Der Jugend+Sport-Leiter, der von Beruf Architekt ist, betreut zur Zeit fünf Kinder und zwei Jugendliche. Sie lernen gute Fahrtechnik sowie das Verhalten im Verkehr und nehmen an Wettkämpfen teil. Für Talente kann dies ein Sprungbrett zur Rennfahrerkarriere sein. Der Effretiker Orgetorix Kuhn beispielsweise wechselt nächstes Jahr aus der Junioren-Kategorie zu den Amateuren. Baumanns vordringliches Ziel ist es aber nicht, Radprofis heranzuziehen. «Ich will die Kinder vom Computer weglocken», lacht er. Was zählt, ist den Kindern Freude an der Bewegung zu vermitteln.

Infos: www.ilef.ch/Vereine, www.vmceffretikon.ch

Annäherung der beiden Veloclubs

Im April 1893 entstand in Kemptthal ein «Velocipistenclub». Hauptinitiant war Julius Maggi, Gründer der Suppenfabrik. Ihm lag daran, den Arbeitern eine gesunde Freizeitbetätigung anzubieten. Dank seinen Geldgaben konnte der Verein Fahrräder kaufen, die den Mitgliedern zur Verfügung standen. Schon früh beschaffte der Club eine einheitliche Sportbekleidung, welche die Mitglieder in Raten abzahlten. Als in den 1950er-Jahren viele Aktive zum Motorsport wechselten, reagierte der Verein und wurde zum Velo- und Moto-Club Effretikon-Kemptthal. Bis heute blieb es beim VMC, obwohl Motorisierte im Club keine Rolle mehr spielen.

1907 gründete eine Gruppe Illnauer einen separaten Veloclub. Der Kontakt zwischen den beiden Clubs kannte offenbar Höhen und Tiefen. Einerseits vermerkt das Protokoll, dass es gemeinsame Ausfahrten gab und der VC Kemptthal bei der Fahnenweihe Götti von Illnau war, umgekehrt aber war Illnau als Götti nicht genehm. Heute nähern sich die beiden Vereine an. So haben sie kürzlich vereinbart, dass ihre Mitglieder auch an den Aktivitäten des jeweils anderen Clubs teilnehmen können. Denn ihre Programme ergänzen sich ideal. **bm**

Radsportschule des VMC Effretikon-Kemptthal.

Immigrantenkinder früher und heute

SPRACHSCHWIERIGKEITEN UND SCHIMPFWÖRTER

Von Ruth Fischer

Ob früher aus Italien eingewandert oder heute aus dem Balkan: Für Immigrantenkinder war und ist der Anfang in der Schweiz nicht leicht. Roberto Venere, Bashkim Taci und Ejup Polisi berichten von ihren Erfahrungen.

Roberto Venere feiert mit den Eltern seinen sechsten Geburtstag.

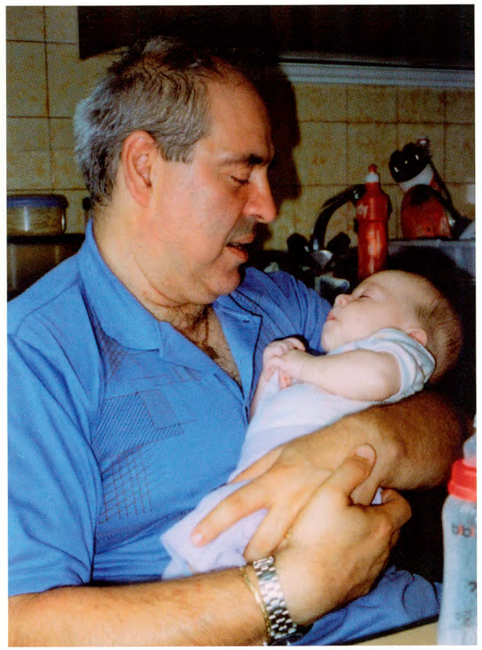
Roberto Venere, geboren 1964, wuchs als Einzelkind an der Rappenstrasse in Effretikon auf. Seine Eltern emigrierten während der grossen Wirtschaftskrise der Fünfzigerjahre aus Kalabrien in die Schweiz. Der Vater, Filadelfio Venere, arbeitete als Stanzer von 1960 bis zu seiner Pensionierung 1988 in der damaligen Maschinenfabrik Mefag, heute Schaltag AG, in Effretikon. Mit Stolz erzählt der gebürtige Italiener auch von seiner «mamma italiana» mit dem wohl klingenden Namen Angela Bello. Sie habe als Näherin über Auslanderfahrung verfügt, denn sie hatte als junge Frau bereits sechs Jahre in England gearbeitet. In der Schweiz setzte sie ihre Berufserfahrung 44 Jahre lang in der Arbeitskleiderwäscherei und Leasingfirma Terag Naef in Tagelswangen ein. «Hätte ihre Fabrik nicht schliessen müssen, würde sie sicherlich heute noch dort arbeiten», bemerkt Roberto. Sie lebt seit 2008 wieder in ihrem Dörfchen Ioggi in der Provinz Cosenza in Kalabrien. Ihr Mann ist im Jahre 2006 verstorben.

Vom «Tschinggeli» zum Musterschüler

«Ich wurde in der Schule oft geschlagen und musste mir immer wieder den Satz ‚Tschingge muess mer gingge', anhören. Das tat unglaublich weh», erinnert sich Roberto Venere. Das Lernen machte ihm Spass und bald war er ein Musterschüler; damit stieg seine Akzeptanz. In Sachen Integration äussert sich Roberto dahingehend, dass man Immigrantenkinder nicht nach ihrem Herkunftsland beurteilen sollte, das könne

Nationalismus und Rassismus fördern. Sondern man sollte sie dazu anhalten, dass sie Rechenschaft über ihr Benehmen ablegen und den Respekt gegenüber dem Gastland beweisen müssten.

«In meinem ganzen Leben hatte ich erst zwei Wohnorte: Tagelswangen und Effretikon. Wenn das nicht genug Integrationswurzeln sind!», meint er schmunzelnd. Roberto Venere besitzt das Doppelbürgerrecht. Nach der in Winterthur absolvierten C-Matur belegte er die Fächer Italianistik, Publizistik und Politologie an der Universität Zürich. Gleichzeitig begann er seine journalistischen Aktivitäten als Pressechef beim regionalen Volleyballverband Zürich. Von 1987 bis 1989 arbeitete er als Redaktor bei der Lokalzeitung Kiebitz. Daneben betätigte er sich als freischaffender Journalist beim Zürcher Oberländer und sporadisch beim Landboten, beim Lindauer und beim Tösstaler. Von 1996 bis 1999 engagierte er sich zum zweiten Mal als Redaktor beim Kiebitz. Aktuell arbeitet er als Presselektor bei einer Medienbeobachtungsfirma. Im November 2006 heiratete er Claudia Meier, drei Monate später kam Tochter Aurelia zur Welt, im Frühling 2009 Livio. Mit seinen Kindern spricht Roberto Venere ausschliesslich Italienisch. Damit verkörpert er die italienische Kultur und seine Frau die schweizerische – die Kinder profitieren von beiden. «Ich geniesse mein spätes Vater-Sein in vollen Zügen», schwärmt der gebürtige Italiener, während er seinen Sohn liebevoll in den Armen wiegt und schöppelt.



Roberto Venere geniesst das Vater-Sein in vollen Zügen.

Bessere Zukunftsperspektiven

Einen etwas anderen Immigranten-Rucksack tragen die zwei Freunde Bashkim Taci aus dem Kosovo und Ejup Polisi aus Mazedonien. Die 15- und 12-jährigen Knaben treffen sich regelmässig im Jugendhaus am Märtplatz, wo sie sich hauptsächlich mit ausländischen Jugendlichen vergnügen.

Sowohl Bashkim als auch Ejup wären lieber in ihrer Heimat gross geworden, wenn die Chancen auf Bildung und Beruf dort grösser wären. Der Vater von Ejup arbeitete zuerst temporär in der Schweiz auf dem Bau. «Im Winter kam mein Vater immer nach Mazedonien zurück, wo wir mit meiner Mutter, Grossmutter und Schwester wohnten. Da wir Verwandte hatten in der Schweiz, wollte mein Vater mit uns als Familie für immer dort bleiben und er bekam 2001 auch eine feste Anstellung», erzählt der Mazedonier. Beim Eintritt in den Kindergarten in Effretikon getraute sich der Bub ein halbes Jahr lang nicht zu reden. «Ich hatte schreckliches Heimweh und ich schämte mich, anders zu sein als die Schweizer Kinder.» Beide Knaben stimmen überein, dass die Sprache das Wichtigste sei für eine schnelle Integration. Der 15-jährige Bashkim Taci wurde im Kosovo eingeschult, wo er die ersten fünf Klassen besuchte. Mit drei Brüdern zusammen lebte er in einer Grossfamilie. Auch sein Vater fand durch einen Verwandten in der Schweiz Arbeit. So blieb der Familie nichts anderes übrig, als nachzuziehen. «Mit neun Jahren durfte ich im Schulhaus Eselriet am Deutschunterricht für Ausländer teilnehmen. Das war gut, ich war unter meinesgleichen», erzählt Bashkim. Nach sieben Monaten beherrschte er die deutsche Sprache recht gut. Sowohl Ejup als auch Bashkim rühmen ihre Oberstufenlehrer der 1. und 2. Sekundarschule B für ihre Integrationsbemühungen. Die Jugendlichen gehen gerne zur Schule und lernen relativ einfach. Sie sind in beiden Kulturen verwurzelt. In die Heimat reisen sie, um Ferien zu machen. «Aber leben wollen wir in der Schweiz, hier sind wir zu Hause.» Ihre Väter hätten ihnen zugeredet, nicht zu rauchen und keine Drogen zu nehmen. Als Muslime glauben sie an Allah und besuchen regelmässig die Moschee in Winterthur.

Ejup Polisi und Bashkim Taci verbringen ihre Freizeit gerne im Jugendhaus.

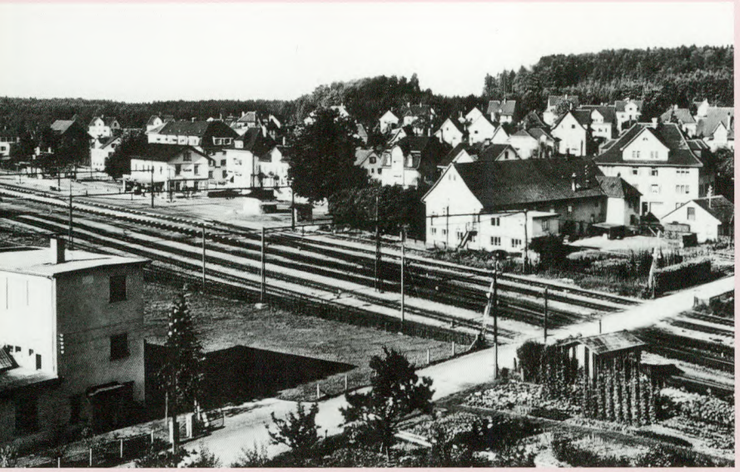
Schlechtes Image ungerecht

Gewalttätigkeiten unter Jugendlichen verpönen sie. Man könne sich auch mit Worten wehren oder seinen Widersacher einmal fest im Griff halten. Mit Schlägereien wollen sie nichts zu tun haben, beteuern beide. Wenn man gute Hobbys pflege, komme man weniger auf dumme Gedanken. Ejup macht beim Fussballklub Effretikon mit. Einmal pro Woche hält er sich im Jugendhaus auf. Neben dem Töggelikastenplausch mit Kollegen bekämen sie dort Anreize für eine sinnvolle Freizeitbeschäftigung. Sie können etwa einen Raum aufräumen und neu streichen. «Wir finden es ungerecht, dass Menschen aus dem Balkan immer wieder an den Pranger gestellt werden. Es sind doch nicht alle gleich!», postulieren sie. Ungerecht empfinden sie auch gewisse Plakate und Hetzkampagnen. Diese schüren Hass und Rassismus. Einmal einen guten Beruf auszuüben, um genug Geld zu verdienen – das ist ihre Zukunftsvision.

Etabliertes Jugendhaus Effretikon

Seit drei Jahren leitet Roman Imhof das Jugendhaus Effretikon. 220 Stellenprozente sind auf vier Mitarbeitende verteilt. Der studierte soziokulturelle Animator schätzt die Vorteile der Leistungsvereinbarung mit der Stadt, ebenso profitiere das Jugendhaus von der Infrastruktur der städtischen Verwaltung. Die Zusammenarbeit sei erfreulich. 80 Prozent der Jugendlichen, die das Jugendhaus frequentieren, hätten einen Migrationshintergrund. Darunter seien auch viele Eingebürgerte. Der Anteil der Mädchen betrage etwa 30 Prozent. Neigen Jugendliche aus dem Balkan eher zu Gewalt und Vandalismus? «Nein! Ich arbeite nun schon 15 Jahre lang in der Jugendarbeit und meine Erfahrungen mit Ausländern sind zum grössten Teil positiv. Sie sind froh, dass sie hier sein können. Die Alkohol- und Drogenproblematik ist bei Muslimen sogar geringer als bei Schweizern», sagt Roman Imhof. **rf**

HISTORISCHE UND AKTUELLE ANSICHTEN AUS DER GEMEINDE ILLNAU-EFFRETIKON



S. 24 oben: Effretikon um 1930 und heute
S. 24 unten: Bisikon heute und um 1940
S. 25 oben: Ottikon um 1927 und heute
S. 25 unten: Unterillnau heute und um 1908

Gemeindepolitik gestern

PLANEN UND BAUEN

Von Anna E. Guhl

ALS POLITISCHER PROZESS

Im November wurde er 77 Jahre alt. Von 1974 bis 1990 war Otto Frey Stadtrat von Illnau-Effretikon. In der Politik am richtigen Platz ist, wer sich engagieren will und einen langen Atem für die politischen Prozesse mitbringt, findet er.

Er ist ein Ur-Effretiker. Eben erst wurde sein Geburtshaus an der Schlimpergstrasse abgerissen, wo er als jüngstes von fünf Geschwistern bei der verwitweten Mutter aufwuchs. Ein paar Monate vor der Geburt war sein Vater beim Bahnhof Effretikon unter einen Zug geraten. Das eigene Haus, das Otto Frey seit bald 50 Jahren bewohnt, steht nur hundert Meter weiter oben.

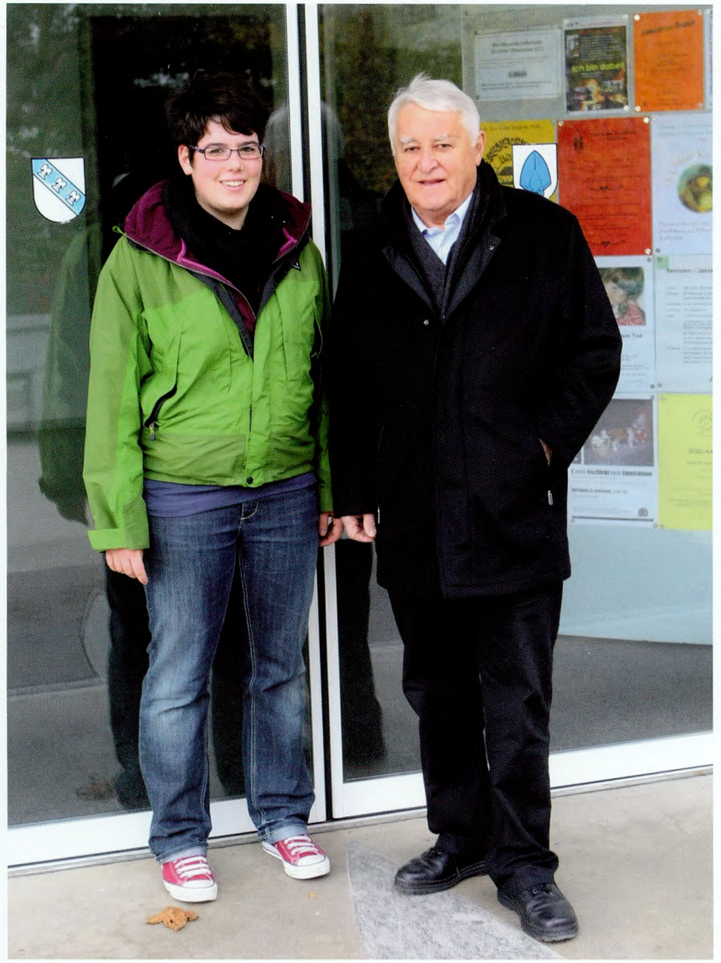
Bauen, und vor allem Planen, war die Leidenschaft des jungen Bauingenieurs HTL, und sie ist es bis heute geblieben. Seine erste Stelle trat er beim Effretiker Büro Hickel an, der heutigen Firma ewp AG. Neun Jahre lang arbeitete er an den meisten Quartierplänen von Effretikon mit, ausserdem an jenem im «Gstück» in Illnau. Dann gründete er mit zwei Partnern, nämlich Edi Toscano und Benno Bernardi, die Firma Toscano, Bernardi, Frey, die heute als TBF + Partner AG, Planer und Ingenieure, auftritt. Bis 1999 war Frey operativ tätig, heute ist er Ehrenpräsident des Verwaltungsrats.
Planen, merkte Frey bald einmal, passiert meistens in Zusammenarbeit mit der öffentlichen Hand. Das war ein Grund, in die Politik zu gehen. «Als Einzelner hat man kaum Chancen, es braucht den Rückhalt einer Partei», stellte er dabei fest. Politisiert wurde er ausserdem im Zusammenhang mit dem umstrittenen Turm der reformierten Kirche, im Volksmund «Seelenabschussrampe» genannt. Der sollte unbedingt stehen bleiben.

Also suchte sich Frey eine Partei. Als ihn ein Vertreter der EVP aus Winterthur für die Gründung einer EVP-Ortssektion gewinnen wollte, hatte er sich bereits für die FDP entschieden. «Obwohl die EVP besser zur Familie gepasst hätte», sagt er im Rückblick lächelnd. Der Vater, ursprünglich Mechaniker von Beruf, hatte sein Brot als Blaukreuzagent, wie das damals hiess, verdient, stand also als Berufsfürsorger für die Abstinentenorganisation der reformierten Kirche im Einsatz.

Befürworter des Stadtparlaments

Frey war ein fleissiger Teilnehmer an den Gemeindeversammlungen. Gerade deswegen befürwortete er, der ab 1969 der FDP-Ortspartei vorstand, die Gemeindeordnung von 1973, die zum Doppelnamen «Illnau-Effretikon» führte und ein Stadtparlament mit sich brachte. Frey hatte allzu viele unangenehme Versammlungen mit «hässigen» Voten erlebt, in denen sich Einzelne zu profilieren versuchten und wo die Bevölkerung der rasch wachsenden Gemeinde immer schlechter repräsentiert war. 1974 wurde zum ersten Mal ein Stadtparlament gewählt. Gleichzeitig gelang Frey der Sprung in die Exekutive der neuen politischen Gemeinde, zusammen mit Rodolfo Keller, dem langjährigen Stadtpräsidenten.

Das Bauamt war Freys Wunschressort, nachdem er ab 1972 Präsident der Planungskommission gewesen war, die das so genannte Konzept 75 erarbeitete. Dieses enthielt Visionen, wie die Stadt auf 40'000 Einwohnerinnen und Einwohner anwachsen könnte. «Zum Glück», wie er noch heute betont, wurde er Hochbauvorstand und blieb es bis zu seinem Rücktritt 1990. Aber warum interessierte ihn das Exekutivamt überhaupt? «Ich bin ein Führertyp», so Frey, und: «Macht ist spannend». Gestaltungsmöglichkeiten boten sich jedenfalls viele. Unter seiner Führung erhielt das Effretiker Zentrum



Jungpolitikerin Silvana Peier und Alt-Stadtrat Otto Frey vor dem Stadthaus-Eingang.

seine heutige Gestalt. Dessen Nähe zum Bahnhof sei geradezu ideal, findet er, die Funktionalität und das gefällige Aussehen werden indessen viel zu wenig wahrgenommen.

Effimärt deblockiert

Bei seinem Amtsantritt steckte das Projekt Effimärt in einer Sackgasse; die Siska überlegte sich aus finanziellen Gründen den Ausstieg. Frey deblokkierte es, indem er Hand zu einem Kompromiss bot: Statt zwei durfte die Siska in der Tiefgarage nur eine Parkebene erstellen. Dies wurde ihm von Parteifreunden und vom Gewerbe später wiederholt zum Vorwurf gemacht, während die linke Seite zufrieden war.

Frey und Keller sorgten dafür, dass das Altersheim Bruggwiesen am Märtplatz und nicht im Tannacher gebaut wurde. Die alten Leute sollten im Zentrum mit seinen Annehmlichkeiten leben können. Das Stadthaus begleitete er als Stadtrat bis zur Baubewilligung. Anschliessend, als Mitglied der Baukommission, erlebte er nicht nur die Eröffnung 1995, sondern auch die Querelen, die eine Budgetüberschreitung von acht Prozent mit sich brachte. Das sei nicht «verruckt» viel, so Frey, wenn man die ansprechende moderne Architektur, den schönen Saal und den städtebaulichen Effekt betrachte.

Auch Illnau verhalf Frey zu einem Saal. Ein erstes Saalprojekt beim Hagenschulhaus, das Frey nicht behagte, weil kein Restaurationsbetrieb dazu gehörte, scheiterte an der Urne. Daraufhin überzeugte Frey zusammen mit seinem Stadtratskollegen Paul Schmid den Stadtrat, das Parlament und die Stimmbürger, das Restaurant Rössli für die Stadt zu kaufen und daran einen Saal anzubauen. 1978 wurde er eröffnet. Frey ist noch heute zufrieden, wie intensiv dieser genutzt wird.

Anfang 2009 nahm Frey an zwei vom Stadtrat durchgeführten Werkstätten zur Stadtentwicklung teil. Das Projekt Mittim, welches das Effre-

tiker Zentrum weitgehend neu überbauen will und dazu unter anderem drei Hochhäuser vorsieht, hält er für überrissen. Die Ausnutzung sei zu hoch, und überhaupt: Ein so grosses Gebiet (32'000 Quadratmeter) auf einmal zu überbauen, hält er nicht für möglich.

Im Beruf Geduld gelernt

1990 trat Frey, inzwischen 58 Jahre alt, nicht mehr zur Wiederwahl an. «Auch 12 Jahre hätten gereicht», findet er im Rückblick. Die Ideen gehen aus, man werde amtsmüde. Immerhin hat der «Macher», der von sich sagt, dass er ein schlechter Legislativpolitiker gewesen wäre und deshalb nie für den Kantonsrat oder den Nationalrat kandidierte, die langen Wege der Politik 16 Jahre lang ausgehalten. Die Geduld dafür haben ihn sein Beruf und seine Firma gelehrt, deren Kerngeschäft eine Zeit lang Kehrrichtverbrennungs- und Abwasserreinigungsanlagen waren.

Frey bedauert, dass in der heutigen Politikergeneration von Illnau-Effretikon nur wenige etwas von Planung verstehen. Dabei sollte die Exekutive den Profis die Stirn bieten können. Und was hält er von den ganz jungen Politikern in der Gemeinde? Sie seien pfiffig, meint er, hätten eigene Ideen und würden fremde aufnehmen. Die Wahlbroschüre der JLIE gefällt ihm. Und der Aufruf vor vier Jahren, ihnen Sitze auf den Märtplatz zu bringen – war das nicht Sauglattismus? «Wenn man jung ist, darf man das. Nachher nicht mehr.»

Gemeindepolitik heute

PROVOKATIVE AKTIONEN FÜR GERECHTIGKEIT

Politik macht die 19-jährige Silvana Peier am liebsten auf der Strasse. Bei coolen Aktionen, die provozieren, ist sie in ihrem Element.

Im Oktober 2008 war Silvana Peier dabei, als sich das Schweizerische Arbeiterhilfswerk gegen schlechte Arbeitsbedingungen wehrte, ebenso, als die Jungsozialisten (Juso) die UBS blockierten mit der Forderung, die Manager sollten ihre Boni zurückzahlen. Im gleichen Jahr war die junge Bisikerin Gründungsmitglied der Juso Illnau-Effretikon. Hier setze man sich für Gerechtigkeit ein, findet sie. Und hier werden Ideen spontan umgesetzt. Man überlegt nicht lange, sondern macht vorwärts, selbst wenn einmal etwas nicht gleich nach Plan gelingt. Die etablierten Parteien können das nicht, hat Peier festgestellt, «denen fehlt manchmal der Kick». Auch die SP habe einen Generationenwechsel nötig, Moritz Leuenberger etwa sitze schon viel zu lange im Bundesrat. Auf allen politischen Ebenen gebe es viele gute jüngere SP-Leute in den Startlöchern.

Schäfchenplakat ärgert

2007 sorgte die SVP mit ihrem Schäfchenplakat für Aufsehen. Dass mit Diskriminierungen Propaganda gemacht wird, ärgerte Peier sehr. Ab sofort wollte sie sich dort engagieren, wo sie etwas bewirken konnte. Für sie waren das die Juso, wuchs sie doch in einer «rot-grünen» Familie auf, wo am Mittagstisch über politische Themen aus der Zeitung oder aus dem Radio diskutiert wurde. Seit sie es darf, geht Peier abstimmen und wählen. Aber das politische Engagement kann schon vorher beginnen, weiss sie aus Erfahrung. «Schon mit 17 konnte ich mir eine eigene Meinung bilden. Oder mit 14.» Schliesslich hat die Politik Auswirkungen auf jedes Alter.

Im Moment werden für die Initiative «1 zu 12 Gemeinsam für gerechte Löhne» der Juso Schweiz «wie blöd» Unterschriften gesammelt. Im Herbst setzten sich die Juso für das Kriegsmaterialausfuhr-Verbot ein. Silvana Peier, selber auch GSoA-Mitglied, findet es inakzeptabel, dass die Schweiz etwas exportiert, mit dem man töten kann. Das ist die nationale Ebene. Und was fehlt in Illnau-Effretikon? «Ein Angebot, ein Treffpunkt für Junge zwischen 16 und 30 Jahren, für diejenigen also, die nicht mehr ins Jugendhaus gehen. So etwas wie der «Kafisatz» in Winterthur. Auch könnten die Verbindungen des öffentlichen Verkehrs aus Winterthur nachts besser sein.» Der Ausgang an der Eulach ist nämlich beliebt, weil die Stadt für Junge billiger ist als Zürich. Auf dem Heimweg aber hat der Zug keinen Anschluss an den Nachtbus. Das nervt.

Schwung für die Juso Kanton Zürich

Dass Fabian Molina, der Präsident der Juso Illnau-Effretikon, im Oktober zum Präsidenten der Juso Kanton Zürich gewählt wurde, freut Peier: «Fabian wird das super machen.» Jetzt soll auch die Kantonalpartei auf Vordermann gebracht werden. Diese hat, glaubt sie, bis jetzt den Schwung teilweise verpasst, der bei den Juso Schweiz Einzug gehalten hat, seit Cedric Wermuth Präsident ist.

Im Frühling kandidiert Peier auf der Juso-Liste für den Grossen Gemeinderat. Jugendpolitik und, zum Beispiel, die Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit will sie dort zum Thema machen. Und dass beim Sportzentrum endlich «etwas gehen» muss, ist für die ehemalige Wettkampfschwimmerin sonnenklar. Plant sie eine weitere politische Karriere? «Bundesrätin ist nicht mein Ziel», lacht sie. Und: Es gibt noch anderes als Politik. Zum Beispiel die Ausbildung zur Physiotherapeutin. aeg

Silvana Peier

Naturschützer Peter Peisl und Andreas Hasler im Wildert. Der Generationenwechsel wurde im Jahr 2000 vollzogen.

Naturschutz im Wandel

MEHR KRAFTSTOFF FÜR SEELENTANKSTELLEN

Von Beatrix Mühlethaler

Vor fünfzig Jahren kümmerten sich Pioniere ehrenamtlich darum, den Wert unserer Naturschutzgebiete zu erhalten. Auch heute noch leisten Freiwillige Pflegeeinsätze. Aber sie sind nicht mehr allein. Naturschutz ist inzwischen eine öffentliche Aufgabe.

«Seelentankstellen». Dieses Wort fällt Andreas Hasler spontan ein, wenn er nach seiner persönlichen Beziehung zu Örmis und Wildert gefragt wird. Die Kurzformel, die der in Illnau wohnende Geschäftsführer von Pro Natura Zürich prägt, findet Anklang. Zustimmend nickt nicht nur seine Lebenspartnerin Barbara Leuthold, die heute im Auftrag des Kantons die Naturschutzgebiete in der Gemeinde betreut, sondern auch Peter Peisl. Der 83-jährige Botaniker war zuvor über Jahrzehnte hinweg ehrenamtlicher Betreuer der Areale. Die drei Fachleute stellten sich der Frage, wie sich die menschlichen Beziehungen zu den Naturoasen einst zeigten und jetzt gestalten.

Versteht man unter «einst» jenen Zeitraum, über den Peter Peisl noch Zeugnis ablegen kann, so sind die Veränderungen klein. Schon vor Jahrzehnten fühlten sich die Menschen zu den Naturperlen hingezogen, wie ein Text von Wilfried Meili im damaligen «Kiebitz» belegt (siehe Kasten S. 33). Und schon damals setzten sich Fachleute dafür ein, dass die Feuchtgebiete ihren Wert als Rückzugsort für bedrohte Pflanzen und Tiere bewahrten.

Mensch zähmte die Natur

Von einer dramatischen Entwicklung lässt sich allerdings berichten, wenn man weiter zurückblendet: Die Moore entstanden nach den Eiszeiten aus Seen und feuchten Senken, welche die Gletscher zurückgelassen hatten. Über Jahrtausende waren diese Sümpfe für den Menschen Niemandsland: unbegeh- und unbewirtbar, ein Schlaraffenland für Mücken sowie andere Tiere und Pflanzen, die auf solche Lebensräume spezialisiert sind. Doch die Moore veränderten sich im Lauf der Zeit und wurden für Menschen teilweise zugänglich: Auf den nährstoffreicheren, weniger feuchten Flächen kam Gehölz auf. Hier konnte man Holz schlagen und Vieh auf die Weide treiben. Durch das Graben von Abflussrinnen liessen sich die Moore auch aktiv entwässern und als Äcker nutzen. Torf wurde zum Heizen ausgestochen, Riedwiesen wurden gemäht und das Material als Streu im Stall gebraucht. Insbesondere während des Zweiten Weltkriegs bauten auch die Illnauer Torf grossflächig und tiefgründig ab.

So beseitigte intensive menschliche Nutzung den grössten Teil der einst ausgedehnten Moore. Bedroht waren aber auch die übrig gebliebenen Feuchtgebiete: Entwässerungsgräben entzogen ihnen weiterhin Wasser und aus der Umgebung sickerten Düngemittel ein, sodass sich der natürliche Prozess der Verbuschung stark akzentuierte. Da die Bauern die Streu im Stall nicht mehr brauchten, schwand ihr Interesse, die Riedwiesen zu mähen, sodass Gehölze ungestört wachsen konnten.

Pflege sichert den Wert

Ohne Eingriffe hätten Gehölze die offenen Flächen überwuchert. Sie wären zu Wald geworden und würden kaum mehr diese besondere Faszination auf Besuchende ausüben. Darin sind sich ehemalige und aktuelle Pflegeverantwortliche einig. Somit stellte sich einst und stellt sich heute die Aufgabe, Mäheinsätze und Entbuschungsaktionen zu organisieren. Doch in früheren Zeiten flossen die Mittel dafür spärlicher. Denn noch gab es keine kantonalen Schutzvorschriften. So war es allein der Zürcherische Naturschutzbund (heute Pro Natura Zürich), der sich um den Erhalt der Naturoasen bemühte. Der grösste Teil der Moore ging in den Siebzigerjahren in seinen Besitz über.

Freiwillige Helferinnen und Helfer an der Arbeit.

Im Auftrag des Naturschutzbundes kümmerte sich Biologe Peisl als lokal Verantwortlicher ehrenamtlich um die Pflege der wertvollen Flächen, dies neben seinem Beruf als Mittelschullehrer. Bauern halfen gegen Entgelt, die Feuchtwiesen zu mähen. Und am Samstag pickelten Freiwillige Gehölze aus. Im Einsatz waren unter anderem Naturschützer, Schulklassen und einmal auch die «Deutsche Waldjugend». «Wir waren immer im Rückstand», erinnert sich Peisl. Ein Glücksfall war dann Bankier Hans Vontobel. Dieser hatte das Land im Örmis gekauft und dem Naturschutzbund geschenkt. Er zahlte auch jährliche Pflegebeiträge, die das Nötigste abdeckten. Nach regelmässigen Besuchen im Gebiet und einer fachkundigen Führung erkannte er, dass es grössere Eingriffe brauchte. Nun machte der Bankier mehrere zehntausend Franken locker, damit Forstequipen den Gehölzen intensiv zu Leibe rücken konnten.

Naturschutz wird öffentliche Aufgabe

1992 hat der Kanton mit einer Schutzverordnung die Oberaufsicht über die Pflege von Örmis und Wildert übernommen. Jetzt bezahlt er die Arbeit der Bauern, welche die Riedwiesen mähen und damit Büsche, Goldruten und das Landschilf in die Schranken weisen. So erhielt Peter Peisl Unterstützung und vor einigen Jahren auch die

Chance, seinen langjährigen Einsatz zu beenden. Heute versieht Barbara Leuthold, die bei Pro Natura im Vorstand mitmacht, die Aufgabe für die Umweltorganisation und den Kanton in Personalunion.

Trotz dieser Professionalisierung sind Freiwilligeneinsätze weiterhin aktuell. «Freiwillige kommen dort zum Zug, wo man von Hand arbeiten muss, weil es zu feucht ist,» erklärt die Fachfrau. Doch die Bedeutung der Einsätze habe sich grundsätzlich gewandelt: «Im Vordergrund steht, dass Menschen überhaupt die Möglichkeit erhalten, in der Natur zu arbeiten», hält sie fest. «Früher halfen ein paar Eingeweihte, heute ist es ein breiteres Publikum.» Zum Beispiel leitet sie auch Belegschaften von Firmen an, die freiwillige Einsatztage leisten.

Moorcharakter wird gestärkt

Auf subtile Art unterscheiden sich auch die heutigen Pflegeziele vom einstigen Naturschutzverständnis: «Ziel ist es, diesen ganz bestimmten Lebensraum zu erhalten und nicht einfach den natürlichen Reichtum allgemein. Das wird heute konsequenter angepeilt», urteilt Andreas Hasler. Und Barbara Leuthold fügt bei: Das Wachstum der Wäldchen mitten im Wildert-Moorgebiet hätte man heute wohl von vornherein unterbunden. Ausserdem werde intensiver gemäht, um die schädlichen Nährstoffüberschüsse abzubauen. Mit Erfolg hat der Kanton auch eine Moor-Regeneration eingeleitet: Durch Spundwände und einen Damm mit Schleuse lässt sich heute der Wasserstand im Zentrum des Wildert regulieren. Zudem wurde der Nährstoffzustrom dort gestoppt. Damit werden die Gehölze geschwächt, und die zuvor bedrängten typischen Hochmoor-Moose wachsen wieder besser.

Entbuschen und Mähen unter Anleitung von Barbara Leuthold (vorne).

Methoden wandeln sich

Die atmosphärischen Unterschiede zwischen gestern und heute zeigen auch einige Anekdoten, die Peter Peisl dem «Jahrheft» erzählt: Konrad Escher, einer der Professoren des damaligen Biologiestudenten und aktiver Naturschützer, setzte gelegentlich ungewöhnliche Mittel ein, um eine möglichst hohe Vielfalt an Arten zu erzielen. «Wenn plötzlich Bretter im Weiher schwammen, stammten diese bestimmt von Escher; damit förderte er die sehr reichhaltige Flora und Fauna, die sich an nassem Holz ansiedeln – Algen, Moostierchen, Hydren und anderes.»

Der Professor pflanzte ausserdem vielerlei Feuchtgebiets-Pflanzen ein, darunter sibirische Iris aus dem Gartenhandel. Heute sträuben sich Fachleuten von Arterhaltungsprogrammen bei diesem Gedanken die Haare: Pflanzen mit einer solch unterschiedlichen genetischen Ausstattung kämen für eine Ansiedlung niemals in Frage. Auch Bretter würde man nicht mehr in den Weiher setzen, obwohl der Wert von morschem Holz völlig unbestritten ist. Heute würde man abwarten, bis die Natur selbst für die Bereicherung sorgt: «Wir lassen Bäume liegen, wenn sie ins Wasser kippen », sagt Barbara Leuthold. So ist Naturschutzarbeit immer ein Abwägen, wo der Mensch der Dynamik der Natur freien Lauf lässt und wo er eingreift. Die Verantwortlichen von einst und heute scheinen mit ihrem Kurs gut zu liegen. Die Moore gedeihen, soweit es die zu grosse Nährstofffracht aus den umliegenden Feldern und der Luft zulässt. Und die Bevölkerung zeigt mit regem Besuch, dass sie diese Landschaften schätzt.

Verdienter Imbiss nach getaner Arbeit.

Das Wildert im September 1962

«Auf dunkler torfiger Erde gedeiht ein dichter Teppich in zartem Rot erblühter Erika. Eifrige, des Sonntags nicht achtende Bienen suchen die kargen natürlichen Futtervorräte dieses Jahres aus der wohl letzten ergiebigen Quelle der sich neigenden Trachtperiode zu ergänzen. Glockenblumen wiegen ihre taunassen Blüten im Winde; bunte, nur in einer reinen Riedlandschaft beheimatete Schmetterlinge ziehen von Blüte zu Blüte. Durch die Bevorzugung der Distel und anderen auf kultivierten und überkultivierten Böden ausgerotteten Pflanzen erklären sie dem aufmerksamen Beobachter das langsame Aussterben ihrer Art. Ist ihre schwindende Zahl, bedeutet ihr duldsames Wesen nicht eine Anklage gegen ein Geschlecht, das allzu freigiebig Totes über Lebendes und Nützliches über Natürliches stellt?

Federnd gleiten meine Schritte weiter über die vom Wasser getragene Torferde. Immer neue Bilder öffnen sich dem Auge. Wie Überreste einer längst vergangenen Zeit muten die in Wasserlöchern liegenden Wasserschnecken an. Träge sonnen sie sich im Schutze ihres Gehäuses auf Algen und Seerosenblättern. Nur der Licht und Wasser in gleicher Weise liebende Frosch mag sie hier in ihrer Ruhe stören. Grün und blau schillernd schweben Libellen in der sich erwärmenden Morgenluft. Mit offenen Schnäbeln brechen Schwalben in die aus Milliarden von Mücken zusammengeballten Schwärme. Kühn pfeilen sie über der von knorrigen Föhren und verkrüppelten Birken beherrschten Heidelandschaft, während hoch in der Luft ein verspäteter Weih königlich seine Kreise zieht.»

Ausschnitt eines Textes von Wilfried Meili im «Kiebitz» (Nr.17/1980)

Das waren noch Zeiten, als man in der «Handsgi» noch sticken, stricken und Löcher stopfen lernte!

Handarbeitsunterricht im Wandel der Zeit

KOPFLASTIGKEIT STATT FINGERFERTIGKEITEN

Von Ruth Fischer

Während Handarbeiten früher zum Rüstzeug jeder Frau gehörten, werden sie in den heutigen Lehrplänen nur noch als Stiefkind geführt. Man sparte Lektionen ein, die früher wertvolle handwerkliche Fertigkeiten und damit die Feinmotorik förderten. Zwei Handarbeitslehrerinnen aus der Gemeinde erläutern ihre Perspektiven.

Die Zeiten, als der Handarbeitsunterricht einen hohen Stellenwert genoss, sind in der heutigen Schule vorbei. Käthi Baumann aus Illnau, geboren 1941, erinnert sich gerne an ihre fundierte Ausbildung zur Handarbeitslehrerin. Schon als vierjähriges Mädchen habe sie gewusst, dass sie einmal Handarbeitslehrerin werden wolle. Vorbilder gab es in der Familie genug. Eine Schwester wählte diesen Beruf und die Mutter war bis zu ihrer Heirat in der Ausbildung zur Schneiderin tätig. «Scheren übten damals eine grosse Faszination auf mich aus. So hockte ich mich einmal in Mutters Kleiderkasten und schnipselte frischfröhlich in ihre Kleider, denn ich wollte sie doch verschönern. Die Strafe folgte auf dem Fuss!», erzählt Käthi Baumann lachend.

Nach der 3. Sekundarschule absolvierte sie eine dreijährige Lehre als Wäscheschneiderin in Winterthur. Diese Lehre war Pflicht für den Übertritt ins Handarbeitslehrerinnen-Seminar in Zürich. Dort lernte sie, eine Wäscheaussteuer zu berechnen und zu nähen. «Ich kann mich noch gut ans stundenlange Knopflöcher- Ausnähen und ans Besticken von Leintüchern erinnern, das war manchmal schon ein Krampf.» Auch das Nähen von Knabenhosen und Herrenhemden gehörte dazu. «Ich war unglaublich stolz auf meine selbst geschneiderten Kleider», berichtet sie. Einen halben Tag pro Woche lernten die Schülerinnen das anspruchsvolle Abformen von Kostümen und Abendroben an der Büste nach Skizzen der Modezeichnerinnen. Das sei eine spannende Herausforderung gewesen. «Ich bin heute noch dankbar für das umfassende Grundwissen, das uns in dieser Lehre vermittelt wurde. Nur das mühselige Löcher-Stopfen an Socken mit Maschenstichen war der reinste Horror!» Daneben gab es Theoriefächer in Französisch, Zeichnen, Rechnen und Farbenlehre sowie Pflichtfächer an der Kantonsschule Winterthur in Deutsch, Geometrie und Biologie.

Geduld ist wichtig

Das zweijährige Handarbeitsseminar in Zürich setzte die Schwerpunkte auf das Weitergeben und Umsetzen von Wissen an die Schülerinnen. Man lernte das Einteilen und Gestalten der Lektionen und das Planen und Herrichten der einzelnen Arbeitsabläufe für die herzustellenden Gegenstände wie etwa Kleiderbügel überziehen, Nähkissen oder Turnsäcke nähen und besticken. Im theoretischen Teil wurden die Schülerinnen in Kunstgeschichte, Psychologie und Deutschem Ausdruck unterrichtet. Während des ganzen Seminars mussten sie auswärts Schulunterricht im Beisein der Lehrerin geben.

Käthi Baumann hat einen guten Draht zu Jugendlichen und sie liebt es, Wissen weiterzugeben. Daneben sei wohl Geduld das Wichtigste, um den Lehrerberuf ausüben zu können. Sie findet es enorm schade, dass heute beim Handarbeitsunterricht gespart wird. Denn dieser fördere die Kreativität und die Fingerfertigkeiten. Leider konnte sie ihren geliebten Beruf infolge von Handproblemen nur fünf Jahre lang ausüben. «Trotzdem, es war mein Traumberuf!»

1972 kam eine von der Schweizerischen Erziehungsdirektoren-Konferenz beauftragte Expertenkommission zum Schluss, dass Mädchen intellektuell benachteiligt sind, weil sie weniger Lektionen in den naturwissenschaftlichen Fächern belegten. Diese Erkenntnis führte zu einer Reduktion des Handarbeitsunterrichts. 1985 wurde die Koedukation von Mädchen und Knaben in Handarbeit und Haushaltskunde eingeführt. Damit war es den Arbeitslehrerinnen vorbehalten, das männliche Geschlecht für die Handarbeit zu begeistern.

Während sich Käthi Baumann (links) gerne an ihre fundierte Ausbildung erinnert, findet Deborah Grossert den heutigen Lehrgang mangelhaft.

Ausbildung neu an Pädagogischer Hochschule

Am Zürcher Arbeitslehrerinnenseminar (ALS) wurden 2004 die letzten «Handsgi»-Lehrerinnen diplomiert. Diese Institution wurde – wie sechs weitere Seminarien – auf Ende des Schuljahres durch die Pädagogische Hochschule ersetzt. Primar- und Sekundarlehrkräfte sollten die Aufgaben der Handarbeitslehrerinnen übernehmen. Für die von der Umstrukturierung betroffenen Lehrkräfte wurde ein Nachqualifikationskonzept eingeführt.

Die 29-jährige Deborah Gossert aus Zürich ist Primarlehrerin mit der neuen Ausbildung. Sie erteilt seit August 2009 unter anderem Zweitklässlern eine Doppellektion «Handarbeiten» im Schulhaus Hagen in Illnau. Die Ausbildung an der Hochschule sei für diesen Unterricht äusserst mangelhaft, bedauert die junge Lehrerin.

Deborahs Mutter war Primarlehrerin und sie sah ihre Tochter auch in dieser Berufssparte. Diese jedoch belegte nach der Kantonsschule an der Uni das Studium der Publizistik. Im Laufe des zweiten Semesters wurde sie unsicher, ob das ihr Weg war. Es gab zu wenig Stoff, der sie fesselte. «Ich wechselte in die Psychologie, das war spannend, aber ich scheiterte am Fach Statistik.» Die Berufsberatung kam mit ihr zum Schluss, dass Lehrerin für sie der richtige Beruf sei.

Stricken und häkeln

Mit der Matura konnte Deborah Gossert 2006 prüfungsfrei in die Pädagogische Hochschule in Zürich übertreten mit dem Ziel, Primarschullehrerin zu werden. Neben den Hauptfächern standen den Studierenden fünf Nebenfächer zur Auswahl: Musik, Turnen, Zeichnen, Werken textil und Werken nicht textil. Drei davon musste man belegen. «Da ich gerne mit den Händen kreativ bin und gut stricken und häkeln kann, wandte ich mich dem Gestalten und Werken textil zu.» Die Nebenfächer umfassten vier Wochenstunden während zwei Semestern mit Abschlussprüfung. «Ich war oft der rettende Engel für Lernende, die weder Stricken noch Häkeln beherrschten. Oft brachte ich ihnen diese Fähigkeiten in der Mittagspause bei», berichtet die Lehrerin. Man bekomme an der Hochschule weder fundierte Kenntnisse, was das Anfertigen von textilen Werken betrifft, noch Ideenvorschläge, wie man die Handarbeit mit den Schülerinnen und Schülern gestalten könnte. Das müsse man sich selbst erarbeiten. Das Fach Werken textil weise daher in der Ausbildung ein grosses Manko auf, kritisiert die Lehrerin. Leider seien auch die tageweisen und mehrere dreiwöchige Praktika während der Hochschule ohne Handarbeit gewesen. Deborah Gossert bemühte sich selbst um entsprechende Stunden. Sie findet diese Entwicklung sehr schade, denn das Werken textil fördere beide Hirnhälften, sei ein Gegenpol zur Kopflastigkeit. Aktuell unterrichtet sie Deutsch als Zweitsprache und erteilt einer zweiten Klasse zwei Lektionen Deutsch und eine Doppellektion Englisch, daneben eine Doppellektion Handarbeiten im Schulhaus Hagen. Sie sieht ihre Zukunft als Primarlehrerin und will sich in Sachen Sprachen weiterbilden; Handarbeit ist lediglich ein Nebenfach.

Das Frauenbild hat sich in den letzten Jahrzehnten massiv verändert. Bis ins 20. Jahrhundert war das Beschäftigungsfeld der Frau Kindererziehung, die Führung des Haushaltes und die Handarbeit. Die Gleichstellung von Mann und Frau führte zur Koedukation von Knaben und Mädchen. Man fokussiert heute auf den Intellekt und weniger auf die Kreativität, welche zur ganzheitlichen Förderung der jungen Menschen beitragen würde.

Serie: Gasthöfe in der Gemeinde

DAS RESTAURANT «ZUR POST» IN AGASUL:

Von Martin Steinacher

BAUERNSPEZIALITÄTEN UND KAFI FERTIG

Lange Zeit diente das «Pöstli» in Agasul gleichzeitig als Postbüro und als Beiz. Heute können Einzahlungen nicht mehr als Grund für einen Besuch in der gemütlichen Gaststube geltend gemacht werden... Hier kennen sich alle, denn nur selten verirrt sich ein Neuling in die gemütliche Gaststube.

Das «Pöstli» prägt das Ortsbild von Agasul.

Geschichte

In Agasul wird seit 1885 gewirtet. Unter dem ersten Wirt Johann Ulrich Nüssli hiess der Gasthof «Wiesenthal», später unter den Familien Temperli und Baltensperger «Zur Post».

Im Krisenjahr 1936 war es, als sich der Grossvater der heutigen Wirtin, der Bauer Albert Baltensperger, aus seinem Wohnort Hakab (bei Nürensdorf) nach Agasul begab, um hier eine Kuh zu kaufen. Als er abends nach Hause zurückkehrte, überraschte er seine Familie mit der Nachricht: «Ich habe zur Kuh gleich auch noch einen stattlichen Bauernhof mit Wirtschaft gekauft.» Die Freude der Familienangehörigen hielt sich in Grenzen, denn wohl oder übel hiess dies, den Wohnsitz in den kleinen Weiler oberhalb Illnaus zu verlegen. Hier waren nun die Baltenspergers künftig als Bauern, Beizer, Holzhändler und auch als Posthalter tätig. Denn die Spezialität des Betriebes war, dass hier auch die Poststelle untergebracht war. Dass diese «Berufskumulation» nur dank zusätzlich angestellten Mägden und Knechten möglich war, versteht sich von selbst. Mit dem Velo, später dann per Töffli

Die gemütliche Bauernstube lädt zum Verweilen ein.

und Auto, wurde die Post in Agasul, Horben und Mesikon verteilt, und wenn jemand in der Wirtsstube rief «Leni, zahle!» so hiess dies häufig, dass nicht nur die Konsumation zu berappen war, sondern gleichzeitig auch das Postbüchlein und eine Beige Einzahlungsscheine auf den Tisch gelegt wurden. «Die Bauern waren wohl nicht unglücklich über diese Kombination. So konnten sie zuhause getrost sagen, dass sie noch zur Post gehen müssten. Die Zeit, während der die Einzahlungen abgestempelt wurden, konnte gemütlich mit einem Bierchen oder einem Glas Wein vertrieben werden», lacht Heidi Berger, die in dritter Generation das Restaurant leitet. Das Postbüro Agasul wurde bis im Oktober 1991 geführt und dann durch die Post Illnau abgelöst.

Ein einschneidendes Ereignis war der verheerende Brand, dem im Jahr 1944 die ganze Liegenschaft zum Opfer fiel. Wenige Tage, nachdem ein Fachmann sämtliche elektrischen Anlagen überprüft hatte, kam es wegen eines elektrischen Defekts zum Funkenwurf im Tenn. Das Stroh fing Feuer und in Windeseile war alles bis auf die Grundmauern abgefackelt. Im darauf folgenden Jahr, 1945, baute Albert Baltensperger das heutige Gebäude auf, welches als Unikum das separate Postbüro und beim Eingang dazu zwei eindrückliche grosse Waldgemälde beinhaltet, welche zum einen die Kyburg und zum anderen eine Postkutsche zeigen. Leo Kosa aus Wallisellen malte diese zwei Bilder innerhalb einer Woche für zwei Klafter schwarzes Holz, da er auf diese Weise die damals nötigen «Rationierungsmärkli» sparen konnte. Alois Renggli aus Theilingen hat diese beiden Kunstwerke später restauriert, sodass sie auch heute noch im ursprünglichen Glanz erstrahlen.

Heute ist die Liegenschaft hälftig geteilt. Während links das Restaurant mit der darüber liegenden Wohnung von Mutter Leni Baltensperger ist, so befindet sich im rechten Teil die Wohnung und das Büro des Cousins, des Transportunternehmers Edy Nüssli.

Gesichter

1962 zog der Grossvater, nach der Devise «Back to the roots», nach Hakab zurück, worauf dessen Tochter, Leni Baltensperger, die Mutter von Heidi Berger, die Wirtschaft sowie die Post weiterführte. Der Landwirtschaftsbetrieb hingegen wurde in jenem Jahr eingestellt.
Die heutige Wirtin Heidi Berger, die hier aufwuchs, die Schulen in Horben und Effretikon besuchte, zeigte anfangs überhaupt kein Interesse daran, je in die Fussstapfen ihrer Mutter zu treten und die Wirtschaft zu übernehmen. Als ihre Kinder die Schule verliessen, änderte sich ihre Einstellung jedoch – und nachdem sie regelmässig mitgeholfen hatte, übernahm sie im Mai 2006 das Restaurant offiziell.

Gegenwart

Heidi Berger ist mit ihrer Gastwirtschaft zufrieden. Sie wohnt mit ihrem Mann und den vier Kindern in Effretikon, fühlt sich aber auch in ihrem Agasuler Refugium ganz zuhause. Da sie kein Personal hat, ist sie viel weniger umsatzabhängig als andere Wirte. «Natürlich war früher viel mehr Betrieb als heute. Aber wir machen es unkompliziert: Meine Mutter öffnet das Restaurant, wenn jemand kommt, und abends richten wir die Öffnungszeiten danach, ob und wie lange wir Gäste haben – so einfach ist das. Wandergruppen und Velofahrer machen es sich im Pöstli gemütlich, die Stammgäste kommen vor allem aus der näheren Umgebung», verrät die Wirtin, und fügt schmunzelnd an: «Vorwiegend ältere Jahrgänge, die zu mir passen». Ein Fremder wird zuerst einmal etwas kritisch betrachtet, wenn er sich an einen Tisch setzt.
Die Getränkekarte entspricht dem traditionellen Angebot einer Bauernbeiz. Einige Gäste schwärmen vom speziell guten «Kafi fertig» und zu essen gibt es vor allem kalte Bauernspezialitäten, früher von Metzger Karl Steiner, heute von Roman Böni geliefert. Im «Pöstli» gibt es keine Menüs: Fleischkäse, Schnitzel oder Kotelettes mit Brot sind zu haben, nach Wunsch mit Kartoffeln. In der wärmeren Jahreszeit sitzt selten jemand in der gemütlichen Gaststube, dafür sind dann die Tische vor der Beiz gefragt. Da die Sonne auch an heissen Sommertagen nach 16 Uhr hinter dem Nachbarhaus verschwindet, ist es hier dann für den «Schlummerbecher» äusserst angenehm.

Wirtinnen mit Leib und Seele: Leni Baltensperger (links) und ihre Tochter Heidi Berger.

Drei typische Merkmale für das «Pöstli» sind erwähnenswert. Erstens: Das ausstehende Rauchverbot nimmt die Wirtin nicht so ernst. Es dürfte wohl eher selten sein, dass in einem Restaurant auf der Theke ein Schild darauf aufmerksam macht «Hier darf geraucht werden». «Ich werde mich um eine Ausnahmebewilligung bemühen, aber falls es tatsächlich einmal konsequent heisst, dass in meiner Beiz nicht mehr gequalmt werden darf, so richte ich halt im ehemaligen Postbüro, ein Fumoir ein», weiss sich Heidi Berger zu helfen. Zweitens: Wie in einer modernen Poststelle werden hier an der Theke auch noch Lösli verkauft. Und das dritte Charakteristikum: Viele Gäste bestellen gleich doppelt – oder zumindest fordern sie ein zusätzliches Glas an –, damit die Wirtin sich zu ihnen setzt und auch mit anstösst!

Die fünf «Pöstli-Trümpfe»

Fünf Gründe, die Heidi Berger aufzählt, weshalb man im Agasuler Wirtshaus einkehren sollte:

- Man trifft hier immer gemütliche Gäste an, die für einen Schwatz zu haben sind
- Das Preis-Leistungs-Verhältnis stimmt
- Es stehen immer genügend Parkplätze zur Verfügung
- Die Bushaltestelle ist direkt vor dem Gasthaus
- Man darf hier noch rauchen

Und der wichtigste Grund, hier einzukehren, ruft ein Stammgast dazwischen, sei ohne Frage die freundliche Wirtin...

Restaurant «Zur Post»
Brauistrasse 5, 8308 Agasul, Telefon 052 346 12 01
Gaststube: 30 Plätze
Gartenwirtschaft: 20 Plätze
Postbüro: 8 Plätze
Täglich ab 8.30 Uhr, ausser mittwochs, geöffnet

JAHRESCHRONIK 2008/2009

Von Susanne Devaja

November 2008

266 Mannschaften, mehr als 2700 Teilnehmer und rund 300 Helfer: Das 34. Chlaus-Turnier des Fussballclubs Effretikon stösst an seine logistischen Grenzen. Das grösste Junioren-Hallenturnier der Schweiz dauert sieben Wochen.

Die Effretiker Journalistin Claudia Benetti hat 20 Lebensgeschichten von Menschen, die ihre Karriere abbrachen und ihren Berufswechsel als Schritt nach vorn betrachten, in einem Buch zusammengetragen. Weil die 46-jährige Autorin sowie zwei Porträtierte aus der Gemeinde stammen, hat die Stadt Illnau-Effretikon das Buchprojekt mit einem Beitrag unterstützt.

«Ich will Spass, ich geb Gas» als Motto, daneben eine blutverschmierte Verkehrstafel. Bei einem Plakatwettbewerb des Netzwerkes Schulische Bubenarbeit in Fällanden belegt die Berufswahlschule Effretikon den zweiten Platz. Das Plakatthema lautete: «Speed – ist Rasen männlich?»

Vreni Reh, die Stellvertreterin des Zivilschutzchefs, tritt zurück. Feuerwehr, Zivilschutz und Samariterverein prägten ihr Leben. Nun wird Vreni Reh nach 25 Jahren aus dem Zivilschutz verabschiedet.

SVP-Nationalrat Max Binder wird neuer Präsident des Komitees Pro Flughafen, das sich seit 1943 für die Interessen des Flughafens einsetzt.

Vreni Reh verabschiedet sich nach 25 Jahren aus dem Zivilschutz.

Die Wahl Binders löst im Osten des Flughafens Verärgerung aus. Die Bürgerinitiative Fluglärmsolidarität spricht von einem «Rückenschuss» gegen die Bevölkerung. In Illnau-Effretikon, das seine Einwohner vor übermässigem Flugverkehr schützen will, sind die Meinungen geteilt.

Dezember 2008

Mitglieder des Stadtparlamentes kritisieren die Lokalzeitung regio.ch. Der Grüne Erich Vögtlin reicht eine Interpellation ein, in der er vom Stadtrat wissen will, ob er mit dem Auftritt des neuen amtlichen Publikationsorgans, dem Nachfolger des «Kiebitz», zufrieden sei.

Nach 19 Jahren gibt Ernst Schwyter sein Amt als Dirigent der Stadtjugendmusik Illnau-Effretikon ab. Sein Nachfolger heisst Matthias Kofmehl, 1953 in Zürich geboren.

Illnauer gewinnen «ZVV-Trophy»: Die Sekundarschulklasse 1A übertrumpft 326 andere Klassen und gewinnt damit einen Wettbewerb des ZVV. Mit einem 5000-Franken-Gutschein darf sie nun ins Klassenlager.

Die Illnauer Ofenbaufirma Spiess AG wird am 18. Dezember aufgelöst. Grund dafür sind fehlende Investoren und zu viel Fremdkapital.

Das Stadtparlament nimmt den Voranschlag 2009 ohne eine einzige Änderung an. Der Steuerfuss bleibt bei 115 Prozent.

An der Weihnachtsfeier im Altersheim Bruggwiesen arbeitet Harry Keel noch im Service. Ab Januar 2009 ist der bisherige Leiter des Illnau-Effretiker Gesundheitsamtes Manager der Tektonikarena Sardona in den Glarner Alpen, einem Weltnaturerbe der Unesco.

Im Jahr 2008 steigt die Einwohnerzahl der Stadt um 97 Personen. Am 31. Dezember leben 15620 Menschen in Illnau-Effretikon; der Ausländer-Anteil beträgt knapp 22 %. In Effretikon wohnen 10846 (+ 41), in Illnau 3646 (+ 40), in Ottikon 469 (- 10) und in Bisikon 370 (+ 1) Personen.

Harry Keel an seiner letzten Weihnachtsfeier im Altersheim Bruggwiesen.

Januar 2009

Stadtpräsident Martin Graf vergleicht in seiner Neujahrsansprache im Stadthaus-Saal die aktuelle Wirtschaftskrise mit Serge Prokofieffs Märchen «Peter und der Wolf»: Das Reissen eines Schafes sei in Wolfskreisen leider ein Kavaliersdelikt.

Stadtrat Karl Heuberger ist genesen und übt sein Amt als Polizeivorstand ab Neujahr wieder aus. Ein halbes Jahr zuvor hatte er einen gesundheitlichen Zusammenbruch erlitten. Sein Amt übernahm vorübergehend Sozialamtsvorsteher Kurt Brüngger.

Thomas Schrepfer und Daniel Huber feiern den 25. Geburtstag ihrer Firma «Coordinator Control». Gleichzeitig sind die beiden Treuhänder vom Effretiker Ortsteil Rikon in grössere Büroräume ins Stadtzentrum gezogen.

500 Personen haben die Petition der Juso Illnau-Effretikon «Sicherheit jetzt – Schulschwimmen für alle» unterzeichnet. Die Petitionäre setzen damit ein Zeichen für einen obligatorischen Schwimmunterricht in der Primarschule.

Die Erneuerung des roten Sportplatzes beim Schulhaus Schlimperg in Effretikon wird massiv teurer als geplant. Statt 115 000 Franken bewilligt der Stadtrat 800 000 Franken als gebundene Ausgabe. Die Sanierung beginnt im Mai 2009 und ist mit Beginn des neuen Schuljahres beendet.

Im Zentrum von Effretikon könnten bald drei Hochhäuser stehen. Diese Vision präsentiert die Hänseler Immokonzept AG rund 100 Teilnehmern aus der Bevölkerung an zwei Stadtwerkstätten im Januar und März. In den folgenden Wochen wird darüber heftig diskutiert. Der

Stehen im Zentrum von Effretikon bald drei Hochhäuser?

Stadtrat stellt sich hinter das private Projekt, fordert aber weitere Verbesserungen. Der Arealentwickler muss einen Gestaltungsplan erstellen und im Gebiet Hinterbühl Süd einen Architektur-Wettbewerb durchführen.

«Allegro» macht den Laden dicht: Das Geschäft des Vereins Allegro in der ehemaligen Milchhütte Effretikon liegt mit seinen Einnahmen weit unter den Erwartungen. Die Betreiber ziehen die Notbremse und schliessen den Laden auf unbestimmte Zeit. Vier Monate später scheitert die Stiftung mit ihrem zweiten Projekt, einem Outlet-Laden.

Am Flimser Trophy Swiss Cup macht der Eislaufclub Illnau-Effretikon wiederholt auf sich aufmerksam. Sereina Hosang springt in der Kategorie Mini-SEV auf den ersten Platz. Klubkollegin Andrina Sigron holt sich beim SEV-Nachwuchs die Bronzemedaille. Die Vorstellung des ECIE an den Schweizer Meisterschaften im Synchronized Skating belohnt die Jury ebenfalls mit einem Podestplatz: Das Team Passion holt Bronze. Anfang März holt es den Swiss Cup das erste Mal nach Effretikon.

«Leaving everything behind» heisst das neue Album von «Backslash».

Februar 2009

Noch ein Hochhaus in der Gemeinde: Die SBT Real Estate AG aus Uster präsentiert ihre Pläne für das Spinnerei-Areal in Oberkempttal, das ihr seit Ende 2007 gehört. Voraussetzung ist, dass der Gestaltungsplan entsprechend angepasst werden kann.

Spatenstich an der Vogelsangstrasse 24: Die Firma Nova-Werke in Effretikon vergrössert ihre Produktionsfläche um rund die Hälfte.

Neues Video auf dem Stadthausdach gedreht: Die Illnauer Band Backslash legt ihr neues Album vor. In «Leaving everything behind» lassen die vier Illnauer ihre Vergangenheit hinter sich.

Barbara Scheidegger-Conrad (SP) wird in Illnau-Effretikon für eine weitere Amtsdauer als Friedensrichterin gewählt. Sie erzielt 3913 Stimmen. In der Gemeinde Kyburg, wo die Bisikerin ebenfalls kandidierte, scheitert sie mit nur 18 Stimmen.

März 2009

Andrina Sigron erreicht beim Challenge Cup in Den Haag die Bronzemedaille in der Jugendklasse. Die 13-jährige Eiskunstläuferin des EC Illnau-Effretikon steht damit erstmals an einem Wettkampf der International Skating Union auf dem Podest. Eine Woche später überzeugt sie am internationalen Gletschercup in Grindelwald abermals. In der Kategorie SEV-Nachwuchs gewinnt sie mit grossem Abstand auf die Zweitplatzierte. Nach dreijähriger Zugehörigkeit zum Kantonalkader schafft sie wenig später die Nomination für das Juniorinnenkader des Schweizer Eislauf-Verbandes.

In der Sendung «Aeschbacher» kommt ein Gast aus Illnau-Effretikon zu Wort: die ehemalige Kinderkrankenschwester Ursula Bütikofer, heute alleinerziehende Mutter mit sieben – zum Teil adoptierten – Kindern, teilweise mit Downsyndrom.

Andrina Sigron

Seit 25 Jahren frönen Illnauer Laien dem Theaterspiel. Zum Jubiläum präsentiert der Verein Theater Illnau das Stück «Wänn s'Glück züglet».

Die Jahresrechnung 2008 der Stadt Illnau-Effretikon schliesst mit einem Plus von rund 1 Million Franken. Dieses Resultat ist um 4,8 Millionen Franken besser als budgetiert. Das Parlament genehmigt die Rechnung zwei Monate später diskussionslos.

Die Stadtpolizei wird aufgestockt. Fünf Stadtpolizisten hatte Illnau-Effretikon bisher, acht wollte der Stadtrat. Das Parlament genehmigt bloss sieben, was der SVP immer noch zuviel ist.

Peter Wipfler fährt in Pension. 17 Jahre lang führte er die Feuerwehr von Illnau-Effretikon, gleich lang war er oberster städtischer Zivilschützer. Zum Abschied wird er mit einem Oldtimer-Feuerwehrauto auf einem Corso durch die Stadt gefahren.

Peter Wipfler wird zum Abschied in einem Oldtimer durch die Stadt gefahren.

April 2009

Der Illnauer Karl Kümin wird zum Präsidenten des Verwaltungsrates des Alterszentrums Illnau-Effretikon gewählt.

Spatenstich für das Projekt «Station Illnau»: Ein halbes Jahr später als geplant starten die Bauarbeiten. Ende 2010 sollen die ersten Wohnungen fertig sein.

Holländer findet Mutter in Effretikon: Der katholische Rundfunk aus Holland kommt für Dreharbeiten nach Effretikon. Die Fernsehleute suchen verschollene Menschen für die Sendung «Spoorloos» und werden fündig. Cornelia Helena den Uyl hat von 1976 bis 1989 in Effretikon gelebt und ist hier im Alter von 74 Jahren verstorben.

Feierlicher Empfang für Kantonsratspräsidentin Esther Hildebrand.

Die Bauarbeiten für das Projekt «Station Illnau» starten.

Mai 2009

Der Kantonsrat wählt die Effretiker Grüne Esther Hildebrand mit 151 Stimmen zur Präsidentin. Die neue höchste Zürcherin wird in ihrer Wohngemeinde feierlich empfangen.

Auch im Stadtparlament bleibt das Präsidium in Frauenhand. Ruth Zubek (CVP) löst Regula Kuhn (SVP) ab. Erste Vizepräsidentin wird Barbara Scheidegger (SP), zweite Vizepräsidentin Ruth Hildebrand (FDP).

Platz für Spiele und Ruhebänke: Die lokale SP lädt die Bevölkerung im Rahmen ihrer Motion «Für eine Aufwertung des Moosburgareals» zu einem offenen und konstruktiven Austausch ein. Im Juni überweist das Stadtparlament die Motion an den Stadtrat.

Abfuhr für Stadtrat und Parlament: Die SVP bekämpft als einzige Partei die neue Gemeindeordnung, weil die Kompetenz bei Liegenschaftskäufen vom Stimmvolk zum Parlament gewechselt hätte. Mit Erfolg: Fast 60 % der Illnau-Effretiker Abstimmenden sagen Nein dazu.

Die Reformierten von Illnau-Effretikon wählen zwei neue Pfarrer: Annemarie Geiger-Feller übernimmt ein 40-Prozent-Pensum. Andreas Manig reduziert sein Pensum von 100 auf 60 Prozent und wird deshalb neu gewählt.

Das ehemalige Gebäude der Landi in Unter-Illnau soll nicht abgerissen werden, findet der Stadtrat. Vielmehr sei zu prüfen, ob man darin die Gemeindebibliothek unterbringen könne. Damit antwortet der Stadtrat auf eine Interpellation der FDP/JLIE-Fraktion, die auch einige Vertreter von SP und SVP unterschrieben haben.

«Aqui»-Mineralwasser sprudelt wieder – im Tösstal. Hans-Jürg Gehri, Besitzer der Effretiker Firma Eurodrink, hat sich die Namensrechte der bekannten Marke gesichert und vertreibt das Wasser von Effretikon aus.

Kantonaler Jugendsporttag in Effretikon: Trotz grosser Hitze kämpfen 1500 Mädchen und Knaben auf der Sportanlage Eselriet um sportliche Ehre.

Juni 2009

Die Landi Illnau benötigt keine weiteren Filter, sagen die kantonalen Behörden – sie dampfe im Rahmen des Gesetzes. Damit antwortet der Stadtrat auf ein entsprechendes Postulat. Die lokalen Grünen bezweifeln die Messungen.

Das Schulhaus Eselriet ist 35 Jahre alt. Mit einer Projektwoche feiern die Schulkinder das Jubiläum. Ein Fest mit vielen Besuchern krönt die Feier.

Eine Projektwoche zum 35. Geburtstag: Schülerinnen und Schüler der Schule Eselriet präsentieren ihre Arbeiten.

Nach rund einjähriger Bauzeit sind die Sanierungs- und Neubau-Arbeiten im Illnauer Reservoir Horn abgeschlossen. Die Wasserspeicher-Kapazität wurde dadurch von 600 auf 1200 Kubikmeter verdoppelt, was mit einem «Tag der offenen Wasserkammer» gebührend gefeiert wird.

Der Stadtrat gibt bekannt: Die drei Gemeinden Illnau-Effretikon, Kyburg und Lindau bilden künftig einen gemeinsamen Betreibungskreis.

Die Illnauer Firma Tanner AG hat sich in der PET-Branche mit spezialisierten Maschinen einen Namen gemacht. Die Stadt Illnau-Effretikon sowie die Gemeinden Kyburg und Lindau verleihen ihr deshalb den Wirtschaftsförderpreis.

Juli 2009

Preis überrascht Fasnächtler und Landwirt: Die Salzmanns sind eine Institution im Dorfleben von Ottikon. Seit 30 Jahren organisiert die Familie den Ottiker Kinderfasnachts-Umzug. Stadtrat Reinhard Fürst überreicht ihnen anlässlich der Parlamentssitzung den Anerkennungspreis der Stadt. Ausgezeichnet wird auch der Landwirt Ueli Schmid. Seit Jahrzehnten stellt er seinen Marktstand jeden Mittwoch und Samstag auf dem «Märtplatz» auf – bei Wind und Wetter. Ihm überreicht Stadtpräsident Martin Graf die Anerkennung.

26 Parlamentarier aller politischen Couleur haben die Interpellation zum Sportzentrum Eselriet unterzeichnet. 26 Unterschriften, die dem Stadtrat offensichtlich Beine machten: Denn kaum war der Vorstoss begründet, kam die Antwort. Laufe alles nach Plan, würden die Bauarbeiten im Frühling 2011 beginnen. Doch liege das Projekt, zu dem auch Stadtparlament und

Volk grünes Licht geben müssen, noch nicht vor. Drei Monate später teilt der Stadtrat mit, dass er das Vorprojekt aus Kostengründen zur Überarbeitung an die Planungskommission zurückgewiesen habe.

Der Stadtrat kann die Sanierung des bestehenden, rund 30-jährigen Altersheims Bruggwiesen planen. Widerwillig, aber einstimmig bewilligt das Stadtparlament dafür einen Kredit.

Grundsteinlegung in der Kernzone Alt-Effretikon: Nach dem Bau von zwei Mehrfamilienhäusern im Frühling entstehen nochmals drei neue Mehrfamilienhäuser; dazu werden zwei Altbauten ausgebaut. Den denkmalpflegerischen Auflagen konnte nach mehreren Gesprächen entsprochen werden.

«Rapsody in Blue» mit der Solistin Elena Lüthi am Piano – die Illnau-Effretiker Stadtmusik erhält am 3. Wallberg-Contest in Volketswil den Preis für die beste Hymne.

Zwei Dinge gehörten von Beginn an zur Schulanlage Eselriet: Abwart Max Haueter und mehrere Esel. Nun gilt es für Haueter sich zu verabschieden. Der 63-Jährige geht in Pension.

Der lokale Kiwanis Club schenkt dem Robinsonspielplatz Effretikon einen wetterfesten Tischtennis-Tisch und einen Jöggeli-Kasten.

August 2009

Die 1.- August-Feier findet in Bietenholz statt. Eigentlich wären die Effretiker Vereine an der Reihe, die Bundesfeier zu organisieren. Bereits zum zweiten Mal nach 2003 findet sich niemand, der dies übernimmt. Mit Landwirt Adrian Kuhn springt ein Privater, unterstützt von den «Aktiven Bisikern» und der Küchenmannschaft des Alterszentrums, in die Bresche.

Der Illnau-Effretiker Stadtrat zu Besuch bei der Schweizergarde im Vatikan.

Besuch bei der Schweizergarde: Der Ausflug zum Abschluss der Amtsdauer 2006 - 2010 führt den Stadtrat in die ewige Stadt Rom.

Gleich zu Beginn des neuen Schuljahres sagt die Sekundarschule Watt in Effretikon kurzfristig einen Sportanlass ab – aus Angst vor der Schweinegrippe. Es gelten in allen Schulen verstärkte Hygienevorschriften.

Über 240 Stunden hat der VVIE investiert, um den Tätschweg wieder begehbar zu machen. Nun ist der Tätschfelsen in Illnau mit seinem Wasserfall wieder erreichbar.

Dank dem VVIE ist der Tätschfelsen mit seinem Wasserfall wieder erreichbar.

Die Stadt prämiert die schönsten Naturgärten. Eine der Siegerinnen ist Lisabeth Steiger aus Effretikon. Die einstige Bäuerin beherbergt in ihrer Oase sogar Ameisenlöwen.

Für den Hochwasserschutz und die ökologische Aufwertung der Kempt in Illnau beansprucht der Kanton einen Landstreifen entlang des Flüsschens, was betroffene Landeigentümer nicht akzeptieren wollen. Weiter beabsichtigt der Kanton, die Brücke Oeliweg abzureissen. Auch hier setzt sich eine Anwohnerin zur Wehr.

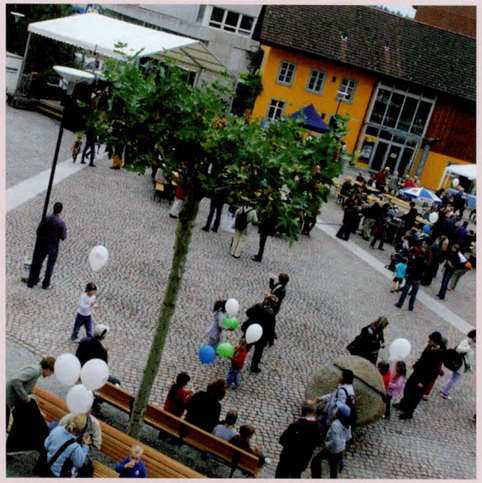
September 2009

Massnahmen gegen Jugendarbeitslosigkeit gefordert: Die lokale Juso überreicht Stadtpräsident Martin Graf 95 Unterschriften für die Petition «Jugendarbeitslosigkeit: Es ist Zeit zu handeln».

Das Ziel ist die 2000-Watt-Gesellschaft bis 2050 – Der Stadtrat legt dem Parlament ein Strategiepapier vor, laut dem diese Vision in 40 Jahren Realität werden könnte. Erste Massnahmen laufen.

Kantonsratspräsidentin Esther Hildebrand lädt alle, die im politischen, kirchlichen, gerichtlichen und militärischen Leben des Kantons Rang und Namen haben, auf eine «Schulreise» in ihre Wohngemeinde Illnau-Effretikon ein.

Die 41. Illnauer Dorfchilbi ist nach einer verregneten Auflage im Jahr zuvor wieder ein Erfolg. Der neue Standort des Lunaparks gegenüber dem Restaurant Rössli und beim Parkfeld Talgartenstrasse ist noch etwas gewöhnungsbedürftig.



Nach zehn Monaten Bauzeit wieder eingeweiht: der neu gestaltete Effimärt-Platz.

270 Unterschriften gesammelt: Seit der Strassensanierung in den Sommerferien fehlen an der Kreuzung Linden-/Müslistrasse in Effretikon vier Fussgängerstreifen. Daran stören sich Anwohner, die eine entsprechende Petition unterschrieben haben. Entgegen den polizeilichen Anordnungen sollen in Tempo-30-Zonen die Fussgängerstreifen in Schulhausnähe erhalten bleiben, fordern auch zwei grüne Parlamentarier in einer Motion. Die Kantonspolizei bewilligt schliesslich wieder einen gelben Streifen.

Der Stadtrat soll zum zweiten Mal prüfen, ob der Dorfplatz Unter-Illnau vergrössert werden kann. Das entscheidet das Stadtparlament – gegen den Willen des Stadtrates.

Ein Illnauer Einwohner wird ab 2010 offizieller Sprecher von Regierungsrätin Ursula Gut: Die kantonale Finanzdirektion ernennt Roger Keller als Kommunikationsbeauftragten. Keller arbeitete zuvor viele Jahre beim «Tages-Anzeiger».

Effretikon hat seine Mitte wieder: 150 000 Pflastersteine, 560 Steinplatten aus dem Calancatal und 10 Monate Bauzeit hat es gebraucht, bis der Märtplatz über der neu gebauten Tiefgarage des Alterszentrums wieder eingeweiht werden kann. Mit der Neugestaltung des Platzes nach dem Vorbild von Siena entstand gleichzeitig die erste Unterflur-Sammelstelle der Stadt. Im Zuge der Bauarbeiten wurde die alte Märtplatz-Linde durch junge Platanen ersetzt.

Im Mai scheiterte die revidierte Gemeindeordnung an der Urne, weil das fakultative Referendum gegen grosse Liegenschaftskäufe ausgeschlossen werden sollte. Nach der Streichung des umstrittenen Artikels wird die Vorlage im zweiten Anlauf mit 72 Prozent Ja-Stimmen angenommen.

Oktober 2009

Fünf von sechs Schiesssportvereinen in der Gemeinde fusionieren zum Schiesssportverein Illnau-Effretikon. Die Schützengesellschaft Ottikon entscheidet sich dagegen und bleibt eigenständig.

«Wir alle sind Engel, scho 125 Joor» – der Männerchor Illnau feiert sein Jubiläum.

Vier Wochen lang Einbahnverkehr: Die Effretiker Bahnhofstrasse wird vom Kanton provisorisch saniert, nachdem das Umbauprojekt wegen des «Mittim»-Vorhabens vorläufig verschoben worden ist.

Den Engpass Effretikon entschärfen: Der Stadtrat spricht sich für den Brüttener Tunnel aus. Damit antwortet er auf eine Interpellation von Martin Hasenfratz (FDP). Aufhänger ist die VCS-Initiative, die vier Gleise zwischen Effretikon und Winterthur fordert. Der Regierungsrat hat die Initiative abgelehnt; auch er bevorzugt den Brüttener Tunnel.

Das Schweizer Fernsehen dreht im Illnauer «Rössli»: Komiker Peach Weber stellt in Illnau sein neues Programm vor.

Neues Amt für den Präsidenten der Juso Illnau-Effretikon: Der 19-jährige Fabian Molina übernimmt zusammen mit Linda Bär das Präsidium der Juso des Kantons Zürich.

Die Spitex-Organisationen von Illnau-Effretikon und Lindau beschliessen zu fusionieren. Später soll die neue Spitex in das Alterszentrum Bruggwiesen integriert werden.

Der Männerchor Illnau feiert sein 125-Jahr-Jubiläum.

Die nächsten Gemeindewahlen vom 7. März 2010 rücken näher und es bahnt sich ein spannender Wahlkampf an. Als neue Parteien steigen bei den Parlamentswahlen erstmals die Grünliberalen, die Juso und die BDP in die Hosen. Bei den Stadtratswahlen stehen den zwei Rücktritten von Amanda Rüegg (SP) und Karl Heuberger (CVP) sechs neue Kandidaturen gegenüber. Die Grünliberalen nominieren Andreas Hasler, die Jungliberalen Philipp Wespi, während die neu gegründete BDP-Ortssektion Hans-Jürg Gehri, ehemals EVP-Parlamentarier, aus dem Hut zaubert. Von der SP treten die Bisherigen Kurt Brüngger und Ueli Müller zusammen mit Salome Wyss an, von der FDP die Bisherigen Erika Klossner und André Bättig. Die SVP erhebt mit Gabriela Münger neben den Bisherigen Max Binder und Reinhard Fürst Anspruch auf einen dritten Stadtratssitz. Für das Stadtpräsidium kandidieren zum vierten Mal der Grüne Martin Graf und erstmals der parteilose Herbert Zimmermann.

IMPRESSUM

Herausgeber:	Hotzehuus-Verein mit Unterstützung der Stadt Illnau-Effretikon
Redaktion:	Susanne Devaja, Gabi Müller, Ueli Müller
Mitarbeit:	Ruth Fischer, Anna E. Guhl, Beatrix Mühlethaler, Gaby Saladin, Martin Steinacher
Fotos:	Archiv Zürcher Oberländer, Archiv regio.ch, Sammlung Max Baracchi, Susanne Devaja, Ruth Fischer, Beatrix Mühlethaler, Gabi Müller, Ueli Müller, Manfred Reichling, Gaby Saladin, Martin Steinacher, Danielle Vogel
Gestaltung:	Création, Atelier für Kommunikation und Grafik AG, Illnau
Druck:	DE Druck AG, Effretikon
Auflage:	1200 Exemplare
Verkaufsstellen:	Stadthaus Effretikon, Post Illnau
Preis:	10 Franken
Bestellungen:	Ueli Müller, Birchstrasse 12, 8307 Effretikon, 052 343 17 90
Umschlag:	Vorne links: Das Geschäftshaus Corrodi in Oberillnau (um 1900) Vorne rechts: «Italianità» in Effretikon: Roberto Venere in seinem von der Mutter genähten Anzug (1969) Hinten links: Fahrräder aus den 1920er Jahren aus dem Fundus von Velo-Egge Vescoli, Effretikon Hinten rechts: Velofahrer auf der zukünftigen Bahnhofstrasse Effretikon